

020024

02̄0027

ZUR SITUATION DES MANNES IN
DER HEUTIGEN GESELLSCHAFT:

ROLLENWANDEL UND
NEUE VÄTERLICHKEIT

- Literaturbericht -

Im Auftrag der
Bundeszentrale für gesundheit-
liche Aufklärung, Köln

Heidelberg, Dezember 1983

HRB 55663 München

Geschäftsführende
Gesellschafter:
Horst Nowak
Dr. Werner Sörgel

Ezanvillestraße 59
6900 Heidelberg 1
Telefon (062 21) 80585
Telex 0461726 nowak d

<u>INHALT</u>	Seite
I. PROBLEMLAGE UND AUFGABENSTELLUNG	4
II. DIE "HARTEN" UND DIE "ZARTEN" - THEORIEN ZUR NEUEN ROLLE DES MANNES	6
1. Das alte Rollenbild	6
2. Der neue Mann	14
III. MÄNNLICHER ROLLENWANDEL IM ALLTAG	19
1. Arbeit und Beruf	19
2. Sexualität und Partnerschaft	22
3. Vaterschaft	31
IV. DIE NEUE VÄTERLICHKEIT - ERGEBNISSE DER EMPIRISCHEN FORSCHUNG	35
1. Die zunehmende Bedeutung der Vaterrolle	35
2. Der "werdende Vater"	39
3. Elternschaft und Partnerbeziehung	42
4. Arbeitsteilung in der Familie	46
V. BIBLIOGRAFIE	54

An diesem Bericht haben mitgearbeitet:

Gabriele Gloger-Tippelt

Jörg Ueltzhöffer

Berthold Flaig

Ulrich Becker

I. PROBLEMLAGE UND AUFGABENSTELLUNG

Für die von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung initiierte Kampagne "Eltern helfen Eltern" haben sich in der Vergangenheit bestimmte Durchsetzungsprobleme ergeben, die in erheblichem Maße in bestimmten, von traditionellen Rollenvorstellungen geprägten Einstellungen und Verhaltensdispositionen der betroffenen Väter begründet sind.

Die Bundeszentrale beabsichtigt, dieses Problem 1984 mit Hilfe kommunikativer Maßnahmen gezielt anzugehen. In diesem Zusammenhang sollte eine Literaturanalyse durchgeführt werden, um Anhaltspunkte für die konzeptionelle Planung zu gewinnen. Ziel dieser Analyse war eine Aufarbeitung des Forschungsstandes im Bereich der psychologischen und soziologischen Rollentheorie, die es erlaubt, Schlußfolgerungen für die geplanten kommunikativen Maßnahmen zu ziehen. Insbesondere sollten neuere empirische Arbeiten berücksichtigt werden, die die veränderte Rollensituation der Männer in unserer Gesellschaft zum Gegenstand haben. Die sich zeigenden Ansätze für ein neues männliches Rollenbild sowie die daraus resultierenden Anpassungsleistungen und Bewältigungsstrategien sollten daraufhin untersucht werden, welche Chancen bzw. Barrieren für eine stärkere Einbeziehung der Väter in den Erziehungsalltag bestehen.

Der hier vorgelegte Literaturbericht berücksichtigt die folgenden Fragestellungen:

- Hat sich das Bild des Mannes in der Gesellschaft verändert?
- Welches sind die Merkmale eines neuen männlichen Rollenbildes?

- Für welche Bereiche des Alltagslebens gibt es Hinweise auf eine Veränderung des männlichen Rollenbildes?
- Welche Bedeutung kommt dem familiären Bereich und der Vaterrolle für eine Änderung des männlichen Rollenbildes zu?
- Was bedeutet in der heutigen gesellschaftlichen Situation die Vaterschaft?

Zur Beantwortung dieser Fragen haben wir folgende Informationsquellen herangezogen:

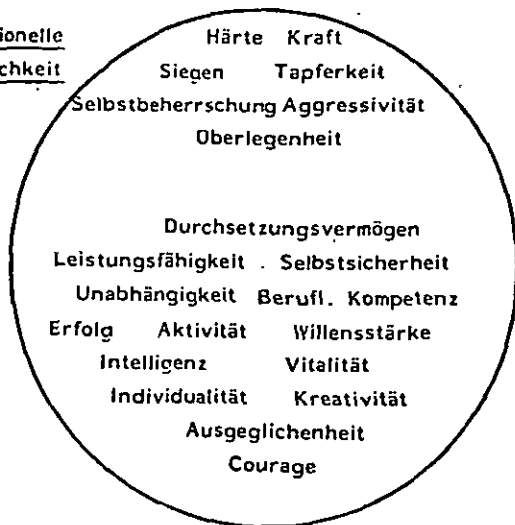
- * Soziologische und psychologische Theorien zur Geschlechtsrolle.
- * Neuere Ergebnisse der empirischen Sozialforschung aus der Bundesrepublik, aber auch aus anderen europäischen Ländern und aus den USA, die das Rollenbild des Mannes betreffen.
- * Familiensoziologische und entwicklungspsychologische Theorien und Untersuchungen zur Elternschaft/Vaterschaft.
- * Eigene Umfrageergebnisse des SINUS-Instituts.

II. DIE "HARTEN" UND DIE "ZARTEN" -
THEORIEN ZUR NEUEN ROLLE DES MANNES

1. Das alte Rollenbild

Das traditionelle Stereotyp der Geschlechtsrollen besteht aus einer bipolaren Aufteilung in typisch männliche und typisch weibliche psychische Eigenschaften. Die vor etwa 10 Jahren in den USA erhobenen allgemeinen Stereotype von Männlichkeit/Weiblichkeit, die von Broverman und Mitarbeitern (1970, 1972) per Fragebogen erfaßt und inzwischen von Nachfolgestudien immer wieder bestätigt wurden, enthalten für Männer und Frauen die folgenden Merkmale:

Traditionelle
Männlichkeit



Traditionelle
Weiblichkeit

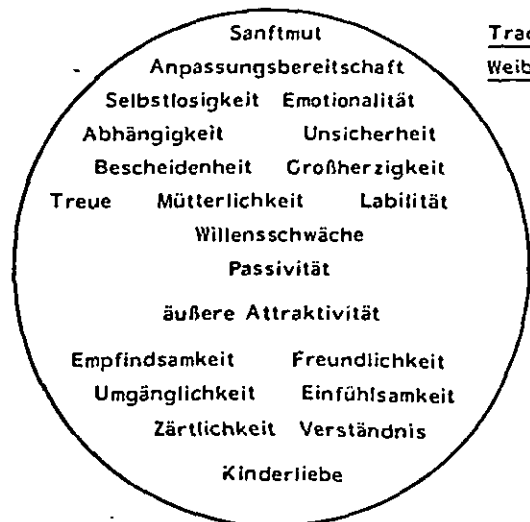


Abb. 1: Traditionelle Rolleninhalte

Deutsche Umfrageergebnisse über das Selbstbild des Mannes bestätigen dieses traditionelle Muster typisch männlicher (im Gegensatz zu typisch weiblichen) Eigenschaften. Allerdings läßt sich von 1959 (Kleining-Studie) bis 1978 (Pross-Studie) eine Verschiebung feststellen: Während in den fünfziger Jahren äußere Kriterien maßgeblich waren, wird das Rollenbild am Ende der siebziger Jahre überwiegend auf innere, psychische Dispositionen und Wertorientierungen bezogen. Befragungen von 209 Männern aus der Arbeiterschicht nach den Eigenschaften des "echten Mannes" ergaben vor nahezu 30 Jahren:

"Echte Männer sind körperlich stark, robust, rauh, haben eine sportliche Figur, harte und gestählte Muskeln, können mit den Händen zupacken." Typische Eigenschaften des "echten Mannes" sind daher: "muß gut gebaut sein", "großer, breitschultriger, kräftiger Mann", "g'standenes Mannsbild mit starken Muskeln, groß und stark", "wenn einer Kraft hat, ist er angesehen", "Sinn für Sport und athletisch gebaut", "mittelgroß, sportliche Erscheinung, markantes Gesicht", "wo solch ein Mann zupackt, da wächst kein Gras mehr".

Die psychologische Innenausstattung dieses männlichen Kraftpaketes ist die "Beherrschung" und "Kontrolle". Der "echte Mann" hat sich immer in der Gewalt. "Er muß wissen, was er tut." (Vgl. Kleining 1959).

Dagegen zeigt die Repräsentativbefragung von Pross (1978) über das Selbstbild des Mannes eine Verlagerung auf erschlossene psychische und Charaktereigenschaften als Grundlage des Rollenbildes. Dies ist durch einen für die westlichen Industriegesellschaften postulierten Mechanismus der "Psychologisierung der Geschlechtsrollen" und der männlichen Oberlegenheit erklärbar (vgl. Holter 1971).

Die tiefsitzende Überzeugung von der männlichen Dominanz im Selbstbild des bundesrepublikanischen Mannes wurde lediglich seiner "rauhem" Schale entkleidet (im fast wörtlichen Sinne!) und psychologisierend umgedeutet. Versatzstücke des "neuen", "empfindsamen" Mannes werden dabei offensichtlich weitgehend mühelos ins Bild hineingewebt, ohne männliche Bewußtseins-Dissonanzen zu erzeugen.

Pross befragte im Jahre 1978 insgesamt 403 Männer zwischen 20 und 50 Jahren. Die Ergebnisse beanspruchen Repräsentativität.

Das Datenmaterial zeichnet ein Selbstbild des Mannes, das keineswegs Abschied von der klassischen Männlichkeitsnorm genommen hat, lediglich die Rolleninhalte, aus denen der Mann sein Überlegenheitsbewußtsein schöpft, scheinen sich in etwas subtilere Persönlichkeitsbereiche verschoben zu haben: Der Mann in der Bundesrepublik der siebziger Jahre ist Ernährer und Beschützer von Frau und Familie, er soll im Beruf erfolgreich sein, dort seine Identität finden, er ist technisch versierter und denkt logischer als die Frau, auf das Äußere legt er keinen gesteigerten Wert. Mit einem Wort, bei diesem Bild handelt es sich um die Idealinkarnation des technisch-funktionalen Zeitalters (vgl. Abb 2 und 3).

	völlige Zustimmung		bedingte Zustimmung		keine Meinung		bedingte Ablehnung		völlige Ablehnung		
Männer können ebenso gute Kindergärtner sein wie Frauen	133	33,0	154	38,0	13	3,0	69	17,0	34	8,0	99,0
Ein Mann entscheidet in der Regel großzügiger als eine Frau	68	17,0	162	40,0	49	12,0	76	19,0	48	12,0	100,0
Männer sind im allgemeinen weniger eitel als Frauen	34	21,0	166	41,0	33	8,0	75	19,0	45	11,0	100,0
Außereheliche Beziehungen des Mannes sind anders zu beurteilen als außereheliche Beziehungen der Frau	28	7,0	75	19,0	28	7,0	67	17,0	205	51,0	101,0
Männer sind für technische Berufe von Natur besser geeignet als Frauen	117	29,0	179	44,0	10	3,0	49	12,0	48	12,0	100,0
Männer denken in der Regel logischer als Frauen	83	21,0	156	39,0	24	6,0	76	19,0	64	16,0	101,0
Der Mann hat ein stärkeres sexuelles Bedürfnis als die Frau	67	17,0	150	37,0	47	12,0	64	16,0	75	19,0	101,0
Bei einer Frau sexuell zu versagen, ist für einen Mann eine schwere Niederlage	122	30,0	113	28,0	38	9,0	77	19,0	53	13,0	99,0

Abb. 2: Pross: Die Männer (1978)

Was erwartet Ihrer Meinung nach die Mehrzahl der Frauen heute von einem Mann?

Erwartungen	vordringlich	nicht so sehr	gar nicht	keine Antwort	n=403
daß er sie beschützt	205 51,0	150 37,0	10 3,0	38 9,0	100,0
daß er sich ihr anpaßt	147 37,0	199 49,0	22 6,0	35 9,0	101,0
daß er eine Familie versorgen kann	346 86,0	37 9,0		20 5,0	100,0
daß er intelligent ist	260 65,0	103 26,0	3 1,0	37 9,0	101,0
daß er ihr schwierige Entscheidungen abnehmen kann	238 59,0	116 29,0	14 4,0	35 9,0	101,0
daß er Erfolg im Beruf hat	289 72,0	79 20,0	4 1,0	31 8,0	101,0
daß er die Hausarbeit mit ihr teilt	82 20,0	246 61,0	46 11,0	29 7,0	99,0
daß er sie erobert, um sie wirbt	212 53,0	132 33,0	19 5,0	40 10,0	101,0
daß er sich genau so um die Kindererziehung kümmert wie sie	240 60,0	113 28,0	13 3,0	37 9,0	100,0
daß er sie in ihrem beruflichen Fortkommen unterstützt	137 34,0	174 43,0	60 15,0	32 8,0	100,0

Abb. 3: Pross: Die Männer (1978)

Falsch wäre nun aber die Annahme, die deutschen Männer hätten ihr Überlegenheits-Image gegen die Überzeugung und den Emanzipationswillen ihrer Frauen aufrechterhalten.

Kurz zuvor hatte Infas im Auftrag des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit die Einstellung von 667 Ehepaaren zur "Rolle des Mannes" und deren Einfluß auf die beruflichen Wahlmöglichkeiten der Frau untersucht (vgl. Infas 1975). Auf diese Weise sind wir in der Lage, das Selbstbild der Männer mit dem "Mannbild" der Frauen zu vergleichen.

Die Infas-Daten bestätigen die Pross'schen Befunde nicht nur voll und ganz, sie dokumentieren darüber hinaus eine fast völlige Übereinstimmung der Auffassungen zwischen Mann und Frau (vgl. Abb. 4 und 5).

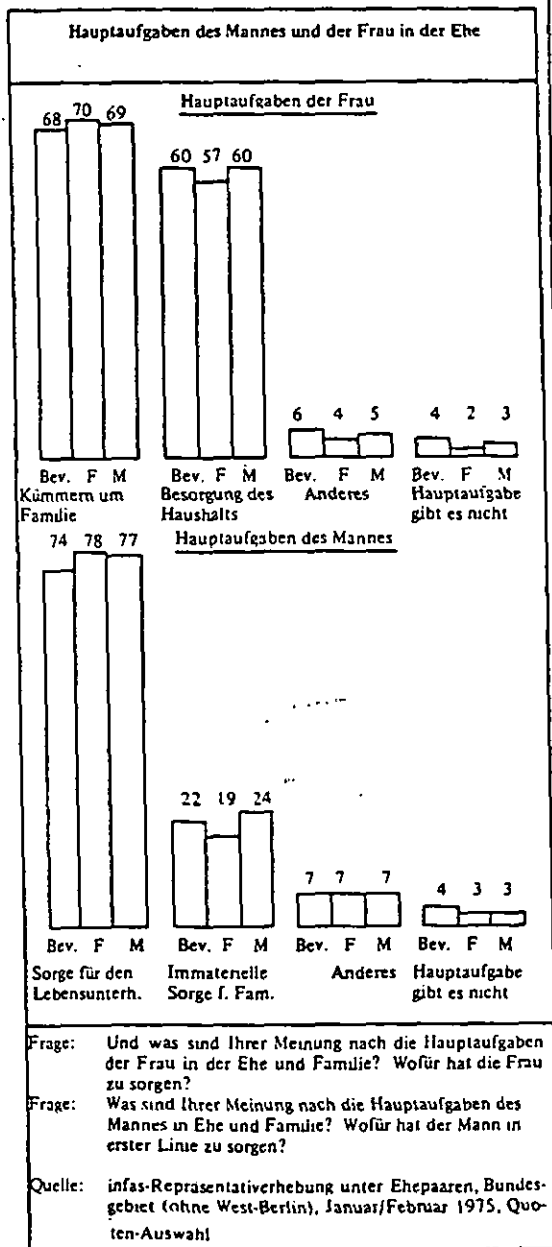


Abb. 4: Infas (1975)

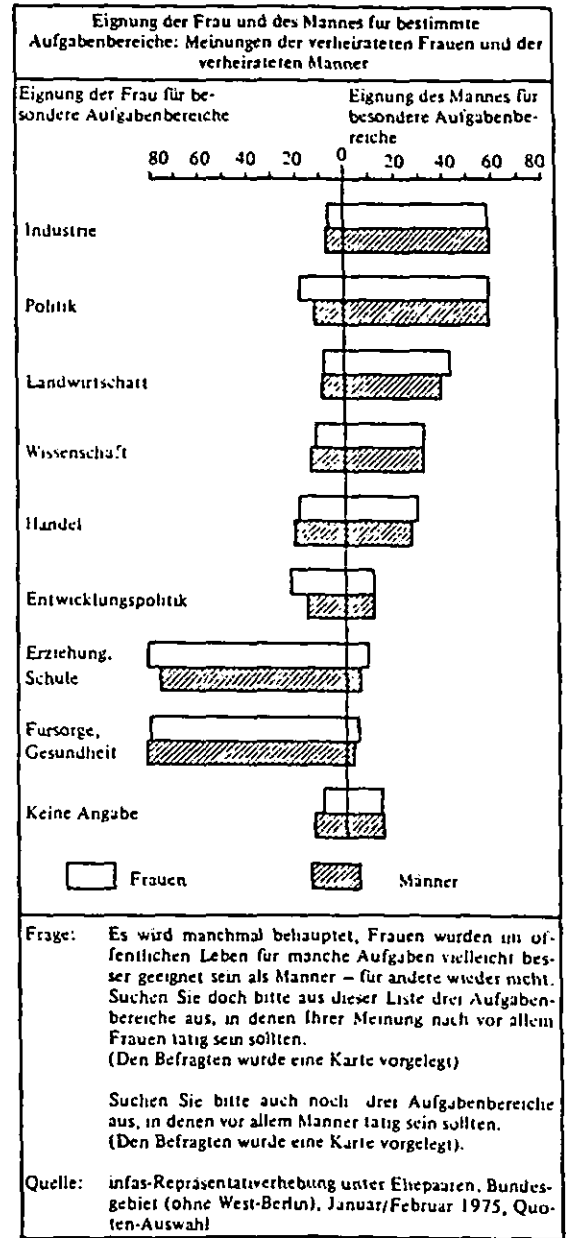


Abb. 5: Infas (1975)

Bev. = Bevölkerung
 F = Frauen
 M = Männer

Die familiäre Rollentrennung wird von beiden Geschlechtern kaum ange-
tastet, über zwei Drittel aller verheirateten Männer und Frauen in der
Bundesrepublik weisen dem Mann die Rolle des Ernährers und der
Frau den Haushalt als Hauptaufgabe zu. Auch in der Frage möglicher
Berufsfelder ist man sich einig: der Mann gehört in Industrie und
Politik, die Frau eignet sich dagegen eher für erzieherische und für-
sorgliche Berufe. Verblüffend ist auch die Übereinstimmung in der Be-
urteilung der Wissenschaft als Domäne des Mannes. Lediglich Handel
und Entwicklungspolitik scheinen Berufsfelder der Gleichberechtigung
zu sein.

Zwar ist die Mehrheit der Männer (54 Prozent) davon überzeugt, daß
auch die Frau "für den Lebensunterhalt sorgen" könnte, doch nicht
einmal ein Viertel aller Männer würde zugunsten der Ehepartnerin auf
berufliches Fortkommen verzichten (vgl. Abb. 6).

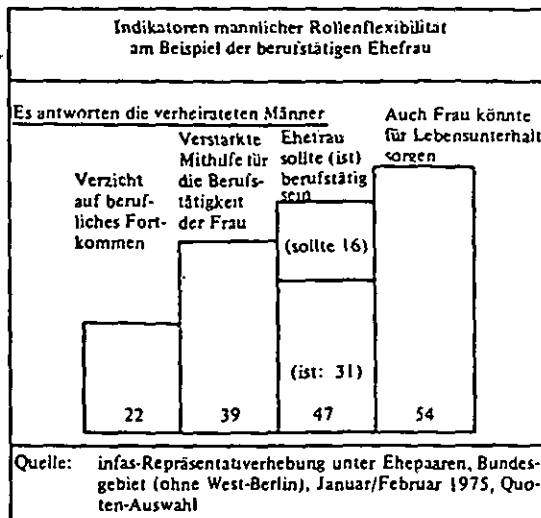


Abb. 6: Infas (1975)

Die stabilste Säule für die Aufrechterhaltung des männlichen Selbstbildes scheinen in der Tat die Frauen selbst zu sein. Auch Helge Pross hat in ihrer großen Hausfrauenstudie von 1975 (vgl. Pross 1975) keine Anzeichen für ein Einschwenken der deutschen Frauen auf eine emanzipatorische Geschlechtsrollen-Konzeption feststellen können. Resigniert stellte sie damals fest: "Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ist so umfassend und allgemein, daß kaum zu erwarten steht, sie würde durch neuere Entwicklungen, etwa durch die Koedukation in den Schulen, demnächst aufgebrochen. Auch in der absehbaren Zukunft werden die Geschlechter, was ihre Arbeit betrifft, weitgehend nebeneinander her leben." (Pross 1975, S. 145).

Die berichteten Befragungsergebnisse sind zunächst nur deskriptiv zu verstehen. Aus ihnen lassen sich keine Erklärungen darüber ableiten, warum in den allgemeinen Rollenvorstellungen und Selbstkonzepten von Frauen und Männern diese bipolare Verteilung von Eigenschaften vorzufinden ist. Für unsere Fragestellung scheinen uns die Theorien der Berufssoziologie den bedeutsamsten Erklärungsbeitrag für die spezifische Ausprägung der männlichen (und der komplementären weiblichen) Geschlechtsrolle zu leisten.

Berufssoziologen (z. B. Beck-Gernsheim 1979, 1980) verweisen - wie auch Pross - auf die Bedeutung der Arbeitsteilung für die Herausbildung und Aufrechterhaltung von geschlechtsspezifischen Fähigkeiten und psychischen Eigenschaften.

Die traditionelle Arbeitsteilung besteht in der Trennung von Berufsarbeit für den Mann und Hausarbeit für die Frau. Die in jedem Tätigkeitsfeld geforderten und geförderten Fähigkeiten finden ihren Niederschlag in den oben skizzierten Geschlechtsrollen. Die dem Mann übertragene Berufsarbeit stellt also auch einen Lernprozeß dar, in dem bestimmte soziale, kognitive und emotionale Fähigkeiten eingeübt werden,

die dann die Persönlichkeit prägen. Diese sind je nach Arbeitsplatz etwas verschieden, jedoch im wesentlichen durch Leistung, genaue zeitliche Planung, Sachwissen, Detailkenntnisse, Selbstbewußtsein etc. gekennzeichnet. Beck-Gernsheim macht darauf aufmerksam, daß zwangsläufig die Berufsarbeit damit auch ein "Abschneiden individueller Entwicklungen und Fähigkeiten beinhaltet, eine gewisse Einseitigkeit und Einengung des Lebens".

"Verdrängt werden müssen deshalb viele konkret-sinnliche Lebensäußerungen - Momente wie Spontaneität, Gefühl, Neugierde, Phantasie (sofern sie nicht unmittelbar berufsbezogen verwertet werden).

So gesehen ist Berufsarbeit immer auch ein Einüben in Verzichtleistungen aller Art: Verzicht auf viele Hoffnungen, Ansprüche, Pläne, die sich nicht mit der geradlinigen Berufsbiographie vereinbaren lassen, Verzicht auf viele Gefühle und Gespräche, Bindungen und Beziehungen, auf Erfahrungen der Nähe und Vertrautheit. Sie ist Einpassung in ein Leben, das in wesentlichen Bereichen einseitig ist, bedürfnisfern, möglichst rational durchorganisiert. Die Maßstäbe ökonomischer Rationalität greifen allmählich auch ins persönliche Leben über, schaffen dort eigenartige Verkehren." (Beck - Gernsheim 1980, S. 77)

Wir stoßen hier bereits auf die Frage, inwiefern diese sozialen Rollenbilder tatsächlich "lebbar" sind, bzw. welche seelischen "Kosten" sich daraus möglicherweise ergeben.

2. Der neue Mann

In jüngster Zeit zeigen allerdings Umfrageergebnisse Risse und Verwerfungen im traditionellen männlichen Rollenbild. Einen emanzipatorischen Geschlechtsrollenwandel stellte bereits Mitte der siebziger Jahre die amerikanische Psychologin Sandra L. Bem fest.

Sie postulierte einen "androgynen Menschen", der sowohl traditionell als "männlich" wie auch als "weiblich" bezeichnete Dispositionen besitzt. Androgyne Männer und Frauen sind sich über ihre geschlechtliche Identität völlig im klaren. Sie können aber auch ihre gegengeschlechtlichen Persönlichkeitsanteile zulassen und in ihr Selbstbild integrieren (vgl. Bem 1975).

Bem betrachtet eine solche Androgynität als Lern- und Erziehungsziel. Alle Personen sollten also unabhängig von ihrem biologischen Geschlecht "maskuline" und "feminine" Eigenschaften gleichermaßen erlernen und ausführen können. Das androgyne Potential sei in jedem Menschen vorhanden. Bem versteht unter androgyn-sein aber weniger ein stabiles Persönlichkeitskonzept als die Fähigkeit, jeweils situationsangemessen "männliche" oder "weibliche" Verhaltensweisen zu aktualisieren. Die herkömmlichen Geschlechtsrollen verhindern oft die flexible Anpassung an neue Erfordernisse und situationsadäquates Handeln, wie sie für das Leben in einer sich rasch verändernden sozialen Umwelt erforderlich sind. Eine einseitig geschlechtsspezifisch ausgerichtete Sozialisation bedeutet nach Bem eine Einengung des Erfahrungs- und Verhaltensspielraums und eine Einschränkung der Entscheidungsfreiheit im Sinne einer individuellen Rolle und individuell gesteuerten Verhaltens. Die von Bem entworfene androgyne Persönlichkeit ist dagegen weitaus besser in der Lage, unvorhergesehene Situationen konstruktiv zu bewältigen, als die mit überwiegend "maskulinen" bzw. "femininen" Zügen ausgestattete Persönlichkeit. Sie verfügt über ein breiteres Verhaltensrepertoire und ist anpassungsfähiger (vgl. Bem 1975, 1976).

Mittels eines Eigenschaftens-Inventars (BSRI = Bem Sex Role Inventory: 20 nach landläufiger Ansicht "typisch männliche" Eigenschaften: Ehrgeiz, Selbstsicherheit usw.; 20 "typisch weibliche": Sanftheit, Empfindsamkeit usw. und 20 "neutrale": Aufrichtigkeit, Freundlichkeit usw.) wurden über 1.500 männliche und weibliche Studenten hinsichtlich ihrer Fixiertheit auf die eine oder andere Geschlechtsrolle getestet. Das Ergebnis war verblüffend:

Es ergab sich in mehreren Befragungen, daß ungefähr 50 Prozent der befragten Personen auf die traditionellen Geschlechtsrollen fixiert sind, daß bei ungefähr 15 Prozent die geschlechtsspezifischen Merkmale des anderen Geschlechts überwiegen, und daß ungefähr 35 Prozent als androgyn (psychologisch bisexuell) anzusehen sind (vgl. Bem 1974, 1976).

In einer mehrstufigen Versuchsanordnung wurden nunmehr die rollenfixierten Frauen und Männer und die Androgynen mit Situationen konfrontiert, die Verhaltensflexibilität testen sollten. Die Rollenfixierten schnitten dabei systematisch "schlechter" ab als die Androgynen. Insbesondere die "männlichen" Männer zeigten sich kaum Situationen gewachsen, die von ihren festen Rollennormen abstrahierendes Verhalten erforderten.

Androgynität, so schließt Bem, erweitert dagegen die menschlichen Verhaltensmöglichkeiten und versetzt die Menschen weit eher in die Lage, mit den unterschiedlichsten Situationen fertig zu werden. Androgynität werde, so Bem, eines Tages "die Grundlage für eine neue, menschlichere Definition von seelischer Gesundheit abgeben".

Für die Bundesrepublik liegt eine parallele deutsche Konstruktion des von Bem verwendeten Forschungsinstruments vor, mit dem ähnliche Ergebnisse gewonnen wurden (vgl. Schneider-Düker 1978).

Die im letzten Jahr von SINUS im Auftrag des BMJFG durchgeführte Untersuchung über Veränderungen in der Motivationsstruktur Jugendlicher und junger Erwachsener brachte in bezug auf den Wandel der Geschlechtsrollen Ergebnisse, die in dieselbe Richtung gehen wie die amerikanischen Befunde. Wir sprechen dabei von der Rollenflexibilität als neuem Ideal der jungen Generation. "Flexibilität" meint die Verschmelzung ehemals gegensätzlicher Rollenbilder zu einem neuen Rollenmuster, dessen dominierende Merkmale "Selbstsicherheit" und "Empfindsamkeit" sind. Dieses neue Rollenbild scheint zunehmend auch von jungen Männern akzeptiert zu werden (Sinus 1983).

Die überwältigende Mehrheit der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen sieht bestimmte - positiv bewertete - Eigenschaften der traditionellen männlichen und der traditionellen weiblichen Rolle als wichtig sowohl für den Mann als auch für die Frau an. Die folgende Tabelle gibt Auskunft über die geschlechtsspezifische Bedeutung der verschiedenen Eigenschaften:

Tabelle: Geschlechtsspezifische Bedeutung unterschiedlicher Eigenschaften und Fähigkeiten (in Prozent)

Eigenschaften und Fähigkeiten	wichtig für Mann + Frau	besonders wichtig für die Frau	besonders wichtig für den Mann	generell unwichtig
Aktivität	91	0	5	1
Sexuelle Treue	90	3	1	5
Gefühle zeigen	90	5	2	2
Selbstbeherrschung	90	1	6	3
Zärtlichkeit	88	9	1	0
Kinderliebe	88	9	0	1
Selbstsicherheit	86	2	10	2
Kreativität	82	5	4	8
Empfindsamkeit	73	16	1	8
Selbstlosigkeit	68	3	3	24
Durchsetzungsvermögen	68	2	21	7
Romantisch sein	67	19	1	12
Beruflicher Erfolg	61	1	29	7
Attraktives Aussehen	37	33	1	27
Beschützer sein	27	1	55	17
Härte	25	1	27	45
Überlegenheit	24	1	19	54

Basis: 2.012

"Vor allem zwei Merkmale - 'Oberlegenheit' und 'Härte' - stehen nicht hoch im Kurs: Sie werden von 54 % respektive 45 % der befragten Jugendlichen als 'generell unwichtig' bezeichnet. Der typische 'Macker', den insbesondere diese beiden Eigenschaften auszeichnen, scheint demnach nicht sehr populär zu sein." (Vgl. Sinus 1983, S. 64).

Es hat uns in diesem Zusammenhang interessiert, ob es trotz des nachgerade überwältigenden Plädoyers für ein geschlechtsübergreifendes Rollenbild, nach wie vor nennenswerte Minderheiten unter den Jugendlichen gibt, die für das jeweils eigene Geschlecht bestimmte Rollenerwartungen reklamieren bzw. bestimmte Rollenerwartungen an das jeweils andere Geschlecht richten.

Im Rahmen des männlichen Rollenbildes nimmt offenbar die "Beschützerrolle" eine besondere Stellung ein. Interessant ist nicht nur, daß die Männer zu 58 % diese Rolle akzeptieren, sondern, daß sie damit auch die Erwartung von 52 % der Frauen erfüllen.

Darüberhinaus glaubt ein knappes Drittel der Männer, daß zur Erfüllung ihrer Rolle "beruflicher Erfolg", "Härte", "Durchsetzungsvermögen" und (mit gewissem Abstand) auch "Oberlegenheit" besonders wichtig seien. Diesem Urteil folgen Frauen nur bedingt. Am ehesten gestehen sie Männern noch beruflichen Erfolg zu (27 %); die anderen aufgeführten Eigenschaften werden in deutlich geringerem Maße als wichtige Merkmale des männlichen Rollenbildes empfunden:

Tabelle: Was Männer und Frauen für sich selbst und für das jeweils andere Geschlecht für besonders wichtig halten (in Prozent)

Eigenschaften und Fähigkeiten	das ist besonders wichtig für ... *			
	Männer (sagen Männer)	Frauen (sagen Frauen)	Männer (sagen Frauen)	Frauen (sagen Männer)
Beschützer sein	58	1	52	1
Beruflicher Erfolg	32	1	27	1
Härte	31	1	22	0
Durchsetzungsvermögen	28	3	14	2
Attraktives Aussehen	0	25	1	41
Romantisch sein	1	18	2	19
Überlegenheit	21	1	17	0
Empfindsamkeit	1	16	1	16
Kinderliebe	0	7	1	11
Zärtlichkeit	1	7	2	11

* Männer: n = 1.030
Frauen: n = 982

Abb. 8: SINUS 1983

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es das Denken in Rollenstereotypen noch gibt, daß sich allerdings nurmehr eine Minderheit der 15- bis 30jährigen daran orientiert. Wie die Daten zeigen, sind es vor allem Männer, die sich noch an traditionellen Rollenbildern orientieren. Ihnen fällt es offenbar schwerer als den Frauen, sich von klischeehaften Vorstellungen über Geschlechtsrollen zu lösen.

Es muß allerdings betont werden, daß hier Veränderungen auf der Ebene der allgemeinen Rollenerwartungen gemessen wurden. Die Sozialwissenschaften sprechen in diesem Zusammenhang von "Einstellungen". Einstellungen stellen Dispositionen für Verhalten dar, sind aber niemals mit tatsächlichem Verhalten gleichzusetzen. Allerdings können kognitive und emotionale Einstellungsänderungen als wichtige Wegbereiter für konkrete Verhaltensänderungen gelten.

Wir wollen nun einige Bereiche des Alltagslebens der Geschlechter näher betrachten. Zunächst stellt sich die Frage, in welchen Situationen oder Lebensbereichen sich besonders deutliche Veränderungen im heutigen Männerbild zeigen. Ein Überblick über die Forschungslage legt die Hypothese nahe, daß es vor allem der familiäre Bereich und damit auch die Vaterrolle ist, der einer beschleunigten Veränderung unterliegt. Dafür sollen im folgenden empirische Belege angeführt werden.

III. MÄNNLICHER ROLLENWANDEL IM ALLTAG

1. Arbeit und Beruf

Wie im Kapitel II. ausgeführt, beruht das traditionelle männliche Rollenbild schwerpunktmäßig auf dem "Kompetenz-Cluster", das von Eigenschaften wie Aktivität, Durchsetzungsvermögen, Leistung, Unabhängigkeit usw. bestimmt wird. In Anlehnung an berufssoziologische Theorien konnte gezeigt werden, daß diese Eigenschaften nicht zuletzt auch als Lernergebnis der Berufstätigkeit in die Persönlichkeit aufgenommen werden.

Auf die Einseitigkeit dieser männlichen Sozialisation machen die Soziologin Beck-Gernsheim (1980) sowie der Psychologe und Psychotherapeut H. E. Richter (1976) aufmerksam. Beide Autoren stellen die Frage, welche Folgen die Berufsarbeit für den Mann hat. Sie kommen dabei zu recht drastischen Schlußfolgerungen:

"Der äußerliche Scheinerfolg, das Männlichkeitsprestige und die Prämien der Überanpassung in der Arbeitswelt entlarven sich als die blendende Fassade eines faktischen Scheiterns, das freilich lange verborgen bleibt. Es ist die illusionäre Kompensation für einen vorzeitigen Alterungs- und Verschleißprozeß im Kreislaufsystem. Dieser Typ, der so fabelhaft wie kein anderer funktioniert und obendrein als Inbegriff sexueller Attraktivität propagiert wird, ist wahrscheinlich der Kränkste überhaupt. Denn kein anderer - abgesehen von den Drogenabhängigen - betreibt den Ruin des eigenen Körpers mit der gleichen fatalen Zielstrebigkeit wie er." (H. E. Richter 1976).

"Die gegenwärtige Form der Berufsarbeit bedeutet, so gesehen, eine drastische Vereinseitigung und Verengung der Interessen, Fähigkeiten, Ansprüche und Bedürfnisse des Berufstätigen, eine Festlegung auf Verhaltensmuster des Konkurrerens und Kalkulierens und Verdrängung konkret-sinnlicher Qualitäten, eine weitgehende Einpassung der persönlichen Biographie, des subjektiven Lebensrhythmus in berufliche Anforderungen und Zwänge." (Beck-Gernsheim 1980).

Diese Beschreibung trifft natürlich nicht auf alle berufstätigen Männer zu. Sie muß je nach Berufsbild, beruflicher Stellung und Biographie modifiziert werden.

Der "normale" männliche Berufstätige braucht dabei die (traditionelle) Frau, um die bei ihm nicht ausgefüllten Seiten wie Ausdruck von Gefühlen, emotionale Unterstützung, Fürsorglichkeit usw. zu kompensieren. Ohne diese häusliche "Reproduktion" ist sein berufliches Arbeitsvermögen in Frage gestellt. Dies läßt sich am Beispiel von Männern verdeutlichen, die nach einer Scheidung die Kinder übernehmen. Für ihr Arbeitsleben bedeutet dies häufig Verzicht auf (weitere) Karriere, Einschränkung der Arbeitszeit, Verringerung des Einkommens u. ä.

Bei der üblichen innerfamiliären Arbeitsteilung ist Erfolg im Beruf nicht selten mit Entfremdung im Privatleben verknüpft. Richter vertritt die Auffassung, der Mann sei im Durchschnitt sogar kränker als die Frau, weil er im Grunde an chronischer Überforderung leide:

"Er soll Anzeichen von Unzulänglichkeit, Mißerfolg, Abhängigkeit verbergen (und ist doch gerade in der Berufswelt vielfach mit einer Situation konfrontiert, wo er anderen untergeordnet und von ihnen abhängig ist, wo er kontrolliert, zurechtgewiesen, beiseite gedrängt und übergangen wird). Er soll Bedürfnisse nach Anlehnung, Annäherung, Wärme zurückdrängen, Trostbedürftigkeit und Empfindungen

der Schwäche leugnen. Statt allen Seiten des menschlichen Lebens sich zu öffnen und zuzugeben, daß darin stets Höhen und Tiefen enthalten sind, daß auch ihm Unsicherheit und Unzulänglichkeit nicht fremd sind - statt dies einzugestehen, muß der Mann möglichst ein Hochglanzporträt seiner selbst zur Schau tragen, vor anderen, aber schließlich auch vor sich, im Beruf, aber am Ende zwanghaft auch in der Familie. Die Disziplinierung nach außen setzt sich auch nach innen fort." (Richter 1976).

Nach dieser Auffassung ist es gerade "die Krankheit des Mannes, daß er nicht leiden darf" (vgl. Richter 1974). Ähnliche Hinweise auf durch männliche Konkurrenz- und Machtspiele bedingte Zerstörung und Selbstzerstörung gibt Theweleit in einer umfangreichen literatursoziologischen Analyse. Er stellt beispielsweise fest, daß sich bei vielen Männern Gefühle der Sinnlosigkeit, der Leere, des Überdrusses einstellen, „sobald durch organisatorische oder soziale Regulationsmechanismen die "Konkurrenzgefechte" nach eingefahrenen Spielregeln verlaufen und keine Spannung mehr bieten (vgl. Theweleit 1978).

Auch der Familienforscher K. A. Schneewind hat kürzlich auf die Einseitigkeiten des Berufslebens aufmerksam gemacht. Schneewind betont in diesem Zusammenhang besonders die subjektiven Zweifel von Vätern gegenüber den effizienzorientierten Normen der Arbeitswelt, die den gesamten Lebensstil der arbeitenden Menschen durchdringen (vgl. Schneewind 1983 a).

2. Sexualität und Partnerschaft

Zentrale Merkmale des Rollenbildes beider Geschlechter wirken sich auch auf die gegengeschlechtlichen Beziehungen und in engerem Sinne auf das sexuelle Verhalten und Erleben aus. In diesem Bereich hat es in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der häufig diskutierten sexuellen Liberalisierung einige Veränderungen gegeben, die speziell die Männer betreffen.

Neuere Befragungen (Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre) über sexuelle Einstellungen und sexuelles Verhalten sind uns für die Bundesrepublik zwar nicht bekannt. Sexualwissenschaftler gehen aber von einer relativ starken Veränderung in diesem Bereich aus, die vor allem das Selbstverständnis als sexuell erlebnisfähige Person und die Art der Kontakte zu sexuellen Partnern betreffen.

Eine groß angelegte Umfrage mit standardisierten Fragen sowie Aufsatzfragen zum sexuellen Verhalten des Mannes (N = 4066 Männer) in verschiedenen Bundesstaaten der USA ergab unter anderem, daß Sexualität für 80 % der Männer nicht mehr "das Wichtigste in ihrem Leben" ist. Je höher der Bildungsstand, umso eher wird Sexualität als Genuß angesehen. (Pietropinto und Simenauer 1978) Die Autoren postulieren aufgrund ihrer Ergebnisse einen "Abschied vom Mythos Mann".

Die Untersuchung von Pietropinto und Simenauer belegt, daß in der Einstellung zur Sexualität bei den Männern eine Veränderung stattgefunden hat. Die (heterosexuellen) Männer in den USA sind keine Phallokraten mehr. Sie legen Wert auf eine gemeinsame sexuelle Befriedigung. Das Vorspiel ist nicht mehr nur genital orientiert. Oraler Sex wird von Männern und Frauen praktiziert.

Allerdings sind Untersuchungen in diesem Bereich grundsätzlich mit sehr vielen Fehlerquellen behaftet, z. B. was die Auswahl der Stichproben, die soziale Erwünschtheit der Antworten u. ä. betrifft. Möglicherweise stoßen wir hier auch an Grenzen der empirischen Sozialforschung!

Auch in westeuropäischen Ländern gibt es Signale, die eine bedingte "Abkehr" von der traditionellen männlichen Einstellung zur Sexualität andeuten, in erster Linie beim jüngeren großstädtischen Bildungsbürgertum.

So erschien im Sommer 1978 die größte französische Frauen-Illustrierte "F-Magazine" mit einer eigenständigen Beilage, dem "H-Magazine" (H = Homme = Mann), das in mehreren Text- und Foto-Beiträgen das Ideal vom "starken" Mann zu erschüttern versuchte. Als neues männliches (Titelseiten-)Idol wurde kein markiger Cowboy-Star kreiert, sondern der nervös-sensible Woody Allen, vorgestellt als "Woody, die Zärtlichkeit" ("Woody la tendresse").

Männer wie Woody Allen nennt das Magazin die "neuen Verführer". Die Frauen wüßten heute, so behauptet es kühn, daß die Männer "zerbrechlich" seien. Ein männlicher Autor (Guy Bedos) bekennt, ein "sich wandelnder Phallokrat" ("phallocrate en mutation") zu sein, übergelaufen auf die Seite der Frauenemanzipation; ein anderer fordert die Loslösung des männlichen Sexualverhaltens von den Normen, eine Neuentdeckung des männlichen Körpers durch eine in der männlichen Gefühlswelt nicht geläufige "Empfindsamkeit" ("Le plaisir d'un homme n'est pas forcément lié aux performances sexuelles définies selon des normes. Une nouvelle découverte du corps est possible à travers une sensualité qui ne serait plus codifiée").

Für die Bundesrepublik hat die populärwissenschaftliche Zeitschrift "Psychologie heute" im Februar 1977 die Ergebnisse einer Leserumfrage zum Thema "Wie männlich ist der Mann?" vorgelegt (Schenk/Langenheder 1977). Auch diese deutschen Befunde sprechen für eine allmähliche Erosion des Bildes vom starken Mann. - Der bereits für Frankreich gemachte Schichtvorbehalt (jüngeres städtisches Bildungsbürgertum) gilt natürlich für die Leser von "Psychologie heute" in besonderem Maße. - Geantwortet haben 1.119 Männer und 809 Frauen: über die Hälfte Studenten und Studentinnen, die andere Hälfte Angestellte und Beamte in gutsituierten Positionen; zwei Drittel zwischen 26 und 30 Jahre alt. Die Zeitschrift nennt die Stichprobe selbst "alles andere als repräsentativ" und vermutet, daß vor allem jene geantwortet haben, die am Thema Interesse hatten.

Trotz aller Einschränkungen gibt die Studie Aufschluß über die möglichen Trends in es sich anbahnenden neuen männlichen Geschlechtsrollenverständnisses in der Bundesrepublik.

Auffällig für die Autoren war zunächst die Tatsache, daß sich Frauen und Männer in der Bewertung des "idealen Mannes" weitgehend einig waren. "Tiefe Stimme", "aggressiv" und "viele sexuelle Eroberungen" erfreuen sich bei beiden Geschlechtern relativ geringer Wertschätzung (vgl. Abb. 9 und 10). Frauen erwarten vom "idealen Mann" allerdings in noch stärkerem Maße "Warmherzigkeit", "Treue", "Sanftmut" und "Intelligenz" als die Männer selbst.

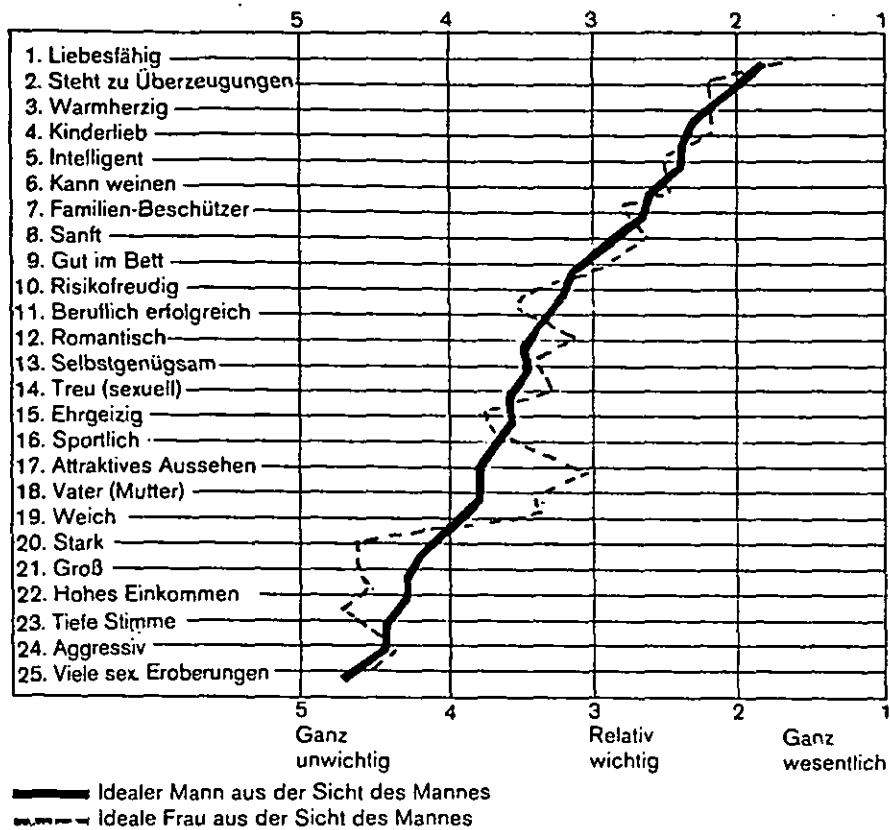


Abb. 9: Schenk/Langenheder 1979: Der ideale Mann (Sicht des Mannes)

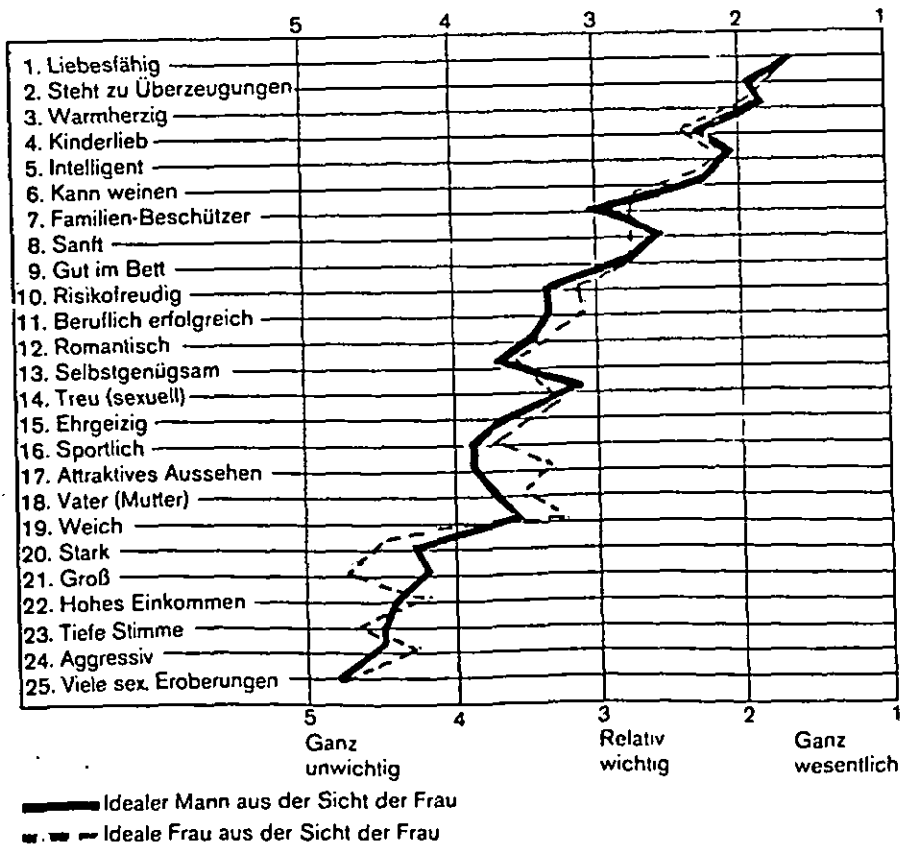
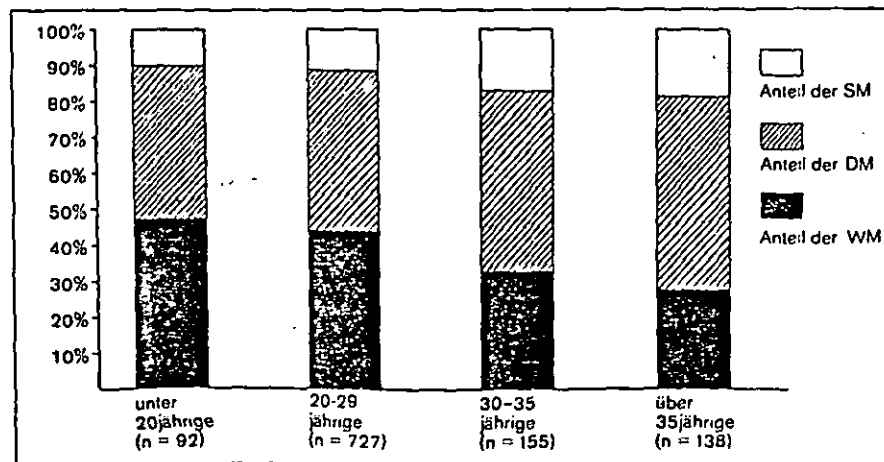


Abb. 10: Schenk/Langenheder 1977: Der ideale Mann (Sicht der Frau)

Vom traditionellen männlichen Rollenbild könnten diese Befunde jedoch kaum extremer abweichen.

Durch eine Selbsteinstufung der männlichen Stichprobe in "sehr maskulin", "durchschnittlich maskulin" und "weniger maskulin" und anschließender soziodemographischer Analyse dieser drei Teilgruppen wurde deutlich, daß die Tendenz zum "zarten" Mann ein "junges Ereignis" ist. Sie kennzeichnet in erster Linie das Rollenverständnis der unter dreißigjährigen Männer (vgl. Abb. 11).



Alter	SM	DM	WM	Summe
unter 20 Jahre	9 (10%)	39 (42%)	44 (48%)	92
20-29 Jahre	83 (11%)	331 (46%)	313 (43%)	727
30-35 Jahre	28 (18%)	77 (50%)	50 (32%)	155
über 35 Jahre	27 (20%)	75 (54%)	36 (26%)	138

Abb. 11: Schenk/Langenheder 1977: Alter und selbsteingeschätzter Maskulinitätsgrad

(SM = sehr männlich; DM = durchschnittlich männlich; WM = weniger männlich)

Je "männlicher" ein Mann zu sein vorgibt, desto höher werden Eigenschaften wie "Ehrgeiz", "guter Vater" und das "Beschützen der Familie" eingestuft. Die "sehr Männlichen" empfinden sich als aggressiver, haben tiefere Stimmen und sehen körperliche Stärke häufiger als für sich charakteristisch. Sie halten sich für weniger "weich", "beruflich erfolgreicher", "liebesehiger" und "im Aussehen attraktiver" als Männer mit geringerem "männlichem" Selbstverständnis.

Nach den Situationen befragt, in denen ein Mann sich "besonders männlich" fühlen könne, waren sich die drei Gruppen nur für die Situation "Arbeit" einig (zwischen 26 und 29 Prozent), beim "Geschlechtsverkehr" - aufgrund der Zahl der Nennungen offensichtlich die moderne männliche Feuerprobe - zeigten sich wieder deutliche Unterschiede: es fühlen sich dabei besonders männlich 61 % der "sehr Männlichen", 51 % der "durchschnittlich Männlichen", aber nur 43 % der "weniger Männlichen".

Die "sehr Männlichen" empfinden ihre Männlichkeit insbesondere in Situationen kämpferischer Auseinandersetzung und sexueller Eroberung. 36 Prozent der "sehr Männlichen" hatten bereits mehr als 10 Partner im Bett. Ehe, Beschützerverhalten und Höflichkeit gegenüber dem anderen Geschlecht gilt den "sehr Männlichen" ungleich höher als den anderen Männern.

Unterschiedlich ist auch die Einschätzung der eigenen sexuellen Präferenzen: rund drei Viertel der "sehr Männlichen", aber nur 59 Prozent der "weniger Männlichen" bezeichnen sich als "ausschließlich heterosexuell". Berücksichtigt man, daß der Anteil der "weniger Männlichen" bei den jüngeren Männern nahezu 50 Prozent ausmacht, so läßt sich auch für die Bundesrepublik die These von der neu-erwachenden Bisexualität des Mannes empirisch stützen, zumindest für die von "Psychologie heute" erfaßte Stichprobe.

Die zentralen Ergebnisse der referierten Umfrage-Daten lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Das traditionelle Bild vom "starken" Mann widerspricht den tatsächlichen, sehr viel komplexer angelegten, psychischen Eigenschaften der Männer.
2. Das Bewußtsein seiner "Weiblichkeit", seiner im Grunde bisexuellen Natur, hat sich bei jüngeren und höher gebildeten Männern bereits in stärkerem Maße durchgesetzt als angenommen.
3. Die Erwartungen der Frauen an den "neuen" Mann scheinen, vom eigenen Emanzipationsstreben gesteuert, ebenfalls von dem Wunsch nach mehr Weichheit, Zartheit und Empfindsamkeit geprägt zu sein.

Aufgrund unserer eigenen Repräsentativerhebung ergab sich für die befragten 15- bis 30jährigen, daß sie Beziehungen zum anderen Geschlecht hauptsächlich als Partnerschaft verstehen, mit den zentralen Werten Nähe und Treue (vgl. Sinus 1983). Bei dieser Befragung wurden dreizehn Statements, die wichtige Aspekte von Partnerschaft und Ehe thematisieren, den 2.012 Befragten vorgelegt und jeweils der Grad ihrer Zustimmung bzw. Ablehnung auf einer 4er-Skala gemessen. Die einzelnen Befunde - sie sind in der nachfolgenden Tabelle (Abb. 12) dargestellt - lassen sich schlagwortartig etwa so zusammenfassen:

- "Unbedingte Treue" ist die zentrale Voraussetzung jeder Partnerschaft;
- Feste Beziehungen werden ausdrücklich angestrebt - zunächst als "Ehe auf Probe", später durch Heirat;
- Eigene Kinder sind erwünscht.

Diese Meinungen werden von zwei Dritteln und mehr aller Befragten vertreten.

Ausgesprochen alternative Partnerschaftsvorstellungen - etwa der Wunsch, mit einem festen Partner in einer größeren Gemeinschaft zu leben - werden nur von einer kleinen Minderheit vertreten.

Die Studie hat allerdings auch gezeigt, daß junge Männer sich durch eine feste Beziehung mehr eingeengt fühlen als junge Frauen (40 % der Männer fühlen sich eingeengt, aber nur 29 % der Frauen).

Die Mehrzahl der Männer (62 %) geht nicht davon aus, daß die Frauen alleine für die Empfängnisverhütung verantwortlich sind. Dieses Ergebnis spricht dafür, daß Sexualität - wie von Pietropinto und Sime-
nauer für die USA behauptet - tatsächlich als gemeinsames Ereignis erlebt wird.

Weniger emanzipiert sind die Ansichten der befragten jungen Männer bezüglich einer partnerschaftlichen Aufteilung von Haushalts- und Berufsarbeit. Nur 41 % der männlichen Befragten befürworten grundsätzlich eine solche "Arbeitsteilung", 57 % lehnen sie ab (vgl. Abb. 12).

Tabelle: Einstellungen zu Partnerschaft und Ehe nach Geschlecht
(in Prozent)

Aussagen über Partnerschaft und Ehe	stimme mit							
	stimme voll zu		Einschrän- kung zu		lehne ich eher ab		* lehne ich völlig ab	
	m	w	m	w	m	w	m	w
In einer festen Beziehung fühle ich mich auf Dauer zu sehr engeengt	11	7	29	22	36	38	21	31
Vom Heiraten halte ich nicht viel	18	13	22	21	30	31	27	34
Unbedingte Treue ist für mich Voraussetzung einer Partnerschaft	56	61	32	29	8	7	3	2
Ich möchte keine/nicht noch mehr Kinder haben	11	14	18	18	29	22	39	44
Am liebsten würde ich mit einem festen Partner zusammen in einer größeren Gemeinschaft leben	6	6	11	16	33	28	47	49
Für die Empfängnisverhütung ist in erster Linie die Frau verantwortlich	8	7	26	24	32	28	30	38
Mann und Frau sollten beide halb- tags arbeiten und abwechselnd in der anderen Tageshälfte Haushalt und Kinder versorgen	11	14	30	35	33	29	24	20

* Männer: n = 1.030
Frauen: n = 982

Abb.12: SINUS 1983

Unsere Daten lassen den Schluß zu, daß junge Männer eher Probleme haben, die neuen Rollenerwartungen auszufüllen, als junge Frauen, auch wenn sie den Wunsch, sich zu emanzipieren, ernst meinen.

Am ehesten gelingt eine Umorientierung im Hinblick auf die neu definierte Vaterrolle, in der die traditionell "unterbelichteten" Merkmale "Zärtlichkeit" und "Kinderliebe" in das veränderte männliche Rollenbild relativ problemlos einbezogen werden können. Dagegen sind wir - so weit wir sehen - von einer echten partnerschaftlichen Aufteilung beruflicher und familiärer Aufgaben und Pflichten noch sehr weit entfernt, auch wenn entsprechende Absichtsbekundungen bei bestimmten Gruppen der jungen Generation schon mehrheitlich propagiert werden.

3. Vaterschaft

Neuere Studien zur Vaterrolle belegen, daß Kinder für ihre Väter einen wichtigen Bereich emotionaler Befriedigung darstellen. Immerhin halten 88 % der von uns befragten 15- bis 30jährigen "Kinderliebe" sowohl bei Männern wie bei Frauen für eine wichtige Eigenschaft. Nur in geringem Maße, d. h. zu 9 % wird diese Eigenschaft ausschließlich der Frau zugeschrieben (vgl. Sinus 1983).

Zu den Familieneinstellungen der Väter meinte Helge Pross 1978 noch recht kritisch:

"Die Zufriedenheit der meisten Männer mit ihrer Ehe ist zum Teil Zufriedenheit mit der bestehenden Arbeitsteilung. Die Ehe bietet nicht nur Gemeinsamkeit und Schutz, sie bietet auch häusliche Versorgung - eine Leistung des gegenwärtigen Arrangements, deren Wert die Männer spätestens dann, wenn sie in Frage gestellt wird, außerordentlich hoch einschätzen. Aufs Ganze gesehen, lehren die Auskünfte der Väter über sich selbst, daß sie die Vaterrolle faktisch als Nebenrolle einstudieren. Das Pathos der Ernsthaftigkeit bei den allgemeinen Betrachtungen hat keine Entsprechung im persönlichen Verhalten. In der Praxis scheint die Vaterschaft weder mit großen persönlichen Anstrengungen noch mit besonderem Engagement verknüpft." (Pross 1978).

Allerdings konstatierte Pross auch, daß die Familienbeziehungen offenbar die intensivsten Sozialbeziehungen der Männer darstellen. Insofern läßt sich mit der obigen These vereinbaren, daß doch letztlich ein Vorrang der Familie vor dem Beruf erkennbar ist.

"Der Beruf steht wenigstens partiell in ihrem (der Familie) Dienst. Wenn Berufsqualifikationen als wichtiger angesehen werden als Familien- oder Partnerschaftsqualifikationen, so ist diese Priorität als Anerkennung einer Notwendigkeit zu verstehen, nicht als Präferenz. Wich-

tig im Sinn von 'gewünscht' sind zuerst Partnerschaft und Familie." (Pross 1978).

Die angedeuteten Veränderungen in der Vaterrolle werden in neueren Untersuchungen und Interpretationen als kompensatorische Bereicherung zu den im Beruf erlebten Einschränkungen gesehen:

"Kindererziehung wird im Vergleich zum technisierten, gefühlsdistanzierten und effizienzorientierten Arbeitsleben als eine Möglichkeit zur Persönlichkeitserweiterung im Sinne des Einübens von Fähigkeiten gesehen, die im zwischenmenschlichen Umgang gefordert werden. Dies sind Fähigkeiten wie Einfühlsamkeit, engagiertes Zuhören, zweckungebundene spielerische Kreativität, aber auch Geduld oder Toleranz für auf den ersten Blick 'unverständliche' affektive Verhaltensäußerungen." (Schneewind 1983a).

Diese Formulierungen sind gut vereinbar mit der von uns formulierten Theorie der Rollenflexibilität.

Viele Sozialforscher stellten einen Trend zu mehr Weichheit, Gefühlswärme und mehr Anhänglichkeit fest:

"Bei den Männern der jüngeren Generation - die beginnen, die traditionellen Rollenzuweisungen in Zweifel zu ziehen - kommt zum Teil wohl ein Gefühl davon auf, daß der Umgang mit und die Sorge für das Kind ein wesentlicher Erfahrungsbereich ist, wovon sie nicht länger ausgeschlossen sein wollen. Die folgende Aussage ist sicher nicht 'repräsentativ' im statistischen Sinne - aber sie drückt anschaulich aus, was als neue Grundstimmung in bestimmten Gruppen sich anbahnt:

'Es ist mir nicht gleichgültig, wie die kommenden Menschen aufwachsen. Ich will nicht mehr von der Formung der jeweils neuen Generation

- dem wichtigsten Prozeß, den jede Gesellschaft zu verantworten hat - ausgeschlossen sein. Ich lasse mir auch nicht mehr die angebliche Notwendigkeit der ersten drei Jahre ausschließlicher Mutter-Kind-Beziehung einreden, ich will heran an das Kind von Anfang an. Ich will sein Mitmensch sein ... Kinder sollen in meinem Leben dabeisein, und ich will in ihrer Nähe sein. Es geht nicht um einen Rollentausch, auf daß ich mich als Hausmann nur noch mit Kindern beschäftige, wie es die 'alte' Hausfrau tut. Es geht um die Kommunikation weiblicher und männlicher Menschen mit Kindern.' (Pilgrim 1978, S. 96).

Die Begegnung mit dem Kind bekommt hier eine neue Qualität. Es geht nicht mehr darum, wie in der traditionellen Vaterrolle dem Kind Vorbild und Lehrer zu sein. Statt dessen wird hier das Kind zum Vorbild, seine Spontaneität, Offenheit, konkrete Sinnlichkeit - für den Mann längst verschüttete Verhaltensweisen, seiner 'Männerrolle' zum Opfer gefallen, im Zusammensein mit dem Kind vielleicht von neuem gewinnbar". (Beck-Gernsheim 1980, S. 98).

Diese Offenheit für neue Erfahrungen gerade mit den eigenen Kindern deutet sich besonders an bei Gruppen mit höherer Bildung, mit bereits vorhandener Berufserfahrung, bei länger bestehender, gut eingespielter Partnerschaft sowie generell bei jüngeren Vätern.

Als ein Beispiel für diesen Trend kann das vielbeachtete Buch mit dem provozierenden Titel "Die stillenden Väter" (Konjetzky und Westphalen 1983) gelten. Es besteht aus einer Sammlung persönlicher Erfahrungsberichte von schriftstellernden und gleichzeitig kinder-versorgenden Vätern.

Das Bild ist schillernd: Aus diesen Berichten läßt sich zwar eine naive Utopie im Sinne einer nostalgisch gezeichneten "vollständigen" Familie, eine Idealisierung des Kindes und ein gewisser Konservatismus (die Neigung, die häusliche Sphäre vor äußeren Einflüssen zu "bewahren")

ablesen, andererseits müssen derartige Berichte als Signale einer Befreiung des Mannes von überkommenen Rollenzwängen ernstgenommen werden. Dabei kristallisieren sich durchaus neue Züge der männlichen Persönlichkeit heraus: In den genannten Berichten ist viel von "Bereicherung" und "innerem Wachstum" durch den Kontakt zu Kindern die Rede.

IV. DIE NEUE VÄTERLICHKEIT - ERGEBNISSE DER EMPIRISCHEN FORSCHUNG

1. Die zunehmende Bedeutung der Vaterrolle

Die Bedeutung der Vaterrolle im gesamten Rollenmuster des Mannes nimmt offenbar zu. Einige gesellschaftliche Faktoren üben einen Einfluß in dieselbe Richtung aus wie der erörterte Trend zur Veränderung der Geschlechtsrollen. So

- werden Vater und Mutter vom neuen Sorgerecht im Scheidungsfall prinzipiell gleichgestellt (vgl. Fthenakis et al. 1982: In einem 1982 vor dem Bundesverfassungsgericht erstatteten Gutachten zur Einführung der gemeinsamen elterlichen Sorge nach der Ehescheidung setzte sich Fthenakis für eine gleichberechtigte Behandlung von Mann und Frau in allen die Erziehung des Kindes betreffenden Fragen ein - eine Argumentation, der auch das Bundesverfassungsgericht in seinem am 3.11.1983 verkündeten Urteil folgte),
- nehmen die Ein-Elternfamilien, dabei auch die alleinerziehenden Väter insgesamt zu,
- haben Elternpaare gegenüber früher mehr Freizeit,
- entwickelt sich ein eher kindzentrierter Erziehungsstil, der erhöhte Anforderungen für die Eltern mit sich bringt.

Diese und weitere Bedingungen haben dazu geführt, daß es nach einer langen Zeit der einseitigen Untersuchung von Mutter-Kind-Beziehungen inzwischen zu einer Welle von Vaterstudien gekommen ist. Dabei wird nicht mehr - wie früher - hauptsächlich die Vaterabwesenheit thema-

tisiert, auch lassen sich Ergebnisse und Methoden der Mutter-Kind-Untersuchungen nicht einfach auf die Vater-Kind-Beziehung übertragen. Es erscheint demgegenüber wichtig, daß heute in der einschlägigen Forschung von einem Familiensystem ausgegangen wird, d. h. Familie als eine Einheit betrachtet wird, in der Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Teilnehmern bestehen. Die Rollen und Funktionen der Familienmitglieder, also auch die von Vater und Mutter, sind in diesem Modell aufeinander bezogen.

Von Seiten der Familienentwicklungstheorie wird betont, daß eine dynamische Veränderung der Familie im Verlauf ihrer Entwicklung stattfindet. Das Konzept des "Familienzyklus" hebt darauf ab, daß sich die Funktionen und Rollen aller Mitglieder dieses Systems mit zunehmendem Alter vor allem der Kinder wandeln (Schneewind 1983b).

Daraus folgt, daß eine statische Betrachtung der Vaterrolle nicht zulässig bzw. sehr vereinfachend ist, und daß die verschiedenen Phasen des Vaterdaseins auf den jeweiligen Lebens- bzw. Familienzyklus bezogen sein müssen. So ergeben sich ganz unterschiedliche Probleme und Herausforderungen für den "werdenden" Vater, den Vater eines Säuglings, den Vater eines Vorschulkindes, den Vater mehrerer Kleinkinder, den Vater eines Jugendlichen in der Pubertät usw. Wir werden im folgenden noch darauf eingehen, daß der erste Abschnitt des Vater-Daseins, d. h. der Übergang zur Elternschaft mit der Geburt des ersten Kindes, sich in allen neueren Studien als Zeit der höchsten Belastungen für die Partnerbeziehung der Eltern herausgestellt hat.

Aus dem gesamten Komplex der Vaterforschung scheinen uns vier Bereiche von besonderer Bedeutung zu sein:

- Die Umstände der Planung der Vaterschaft

- Die Bedeutung von Schwangerschaft und erster Geburt für den "werdenden" Vater
- Die Veränderung der Partnerbeziehung durch Elternschaft, d. h. durch Übernahme der Vaterrolle/Mutterrolle
- Die Arbeitsteilung des Paares und ihre Bedeutung für die verschiedenen Varianten der Vaterrolle.

Leider finden sich im deutschen Sprachraum verhältnismäßig wenige Studien zu konkreten Problemen von Paaren bei ihrem Übergang zur Elternschaft. Wir greifen daher - wegen der prinzipiellen Vergleichbarkeit der Gesellschaftsstruktur - auch auf nordamerikanische Ergebnisse zurück. In der Bundesrepublik liegen inzwischen eine Reihe von Literaturberichten zu diesem Themenkreis vor. (Fthenakis et al. 1982, 1983, Schneewind 1983 a, b, Gloger-Tippelt 1984, im Druck). Des weiteren stützen wir uns auf Umfrageergebnisse zu den Vorstellungen der Väter über ihre Funktionen in der Familie.

Die Bedingungen, unter denen Elternschaft heute im Vergleich zu der Elternschaft noch vor 30 Jahren eintritt, unterscheiden sich erheblich. Wichtigster Faktor dabei ist das größere Ausmaß an Geplantheit von Elternschaft. Bekanntlich ging seit den sechziger Jahren aufgrund der größeren Verbreitung von sicheren Antikonzeptionsmethoden die Kinderzahl in der Bundesrepublik stark zurück ("Pillenknick"), d. h. die heute geborenen Kinder sind häufiger geplant und erwünscht als früher, auch wenn noch etwa ein Drittel der Kinder als nicht geplant und nicht erwünscht bezeichnet werden (Gloger-Tippelt 1984, im Druck).

Hinzu kommt, daß die Kinderzahl in den bundesdeutschen Familien auf durchschnittlich 1,4 Kinder pro Familie gesunken ist. Gleichzeitig stieg in der Zeit von 1965 bis 1980 das Alter der Frau (und damit wahrscheinlich auch das Alter des Mannes), in welchem das erste Kind ge-

boren wird, von 24,88 auf 25,19 Jahre. Im gleichen Zeitraum vergrößerte sich der Zeitabstand zwischen Eheschließung eines Paares und Geburt des ersten Kindes um durchschnittlich 1,9 Jahre auf 2,77 Jahre (Statistisches Bundesamt 1983).

Diese Entwicklungen lassen auf eine Tendenz zu klarer Entscheidungsbildung, auf eine relativ bewußte Planung und auf eine ausdrückliche Motivation im Falle der Entscheidung für Kinder schließen. Die Paare haben sich vergleichsweise länger als früher aneinander gewöhnt, sie sind älter, reifer, die Kinder sind häufiger erwünscht. Das läßt vermuten, daß auch die Väter den Übergang zur Elternschaft geplanter vornehmen, daß sie eine größere Bereitschaft haben, die Vaterrolle in ihre bisherigen Aufgaben zu integrieren und daß sie die Konsequenzen der Elternschaft auch gemeinsam mit der Frau auf sich nehmen wollen.

Allerdings beruhen die meisten Erhebungen zur Geplantheit von Kindern auf Aussagen der Mütter. Möglicherweise ist aufgrund der heute doch immer noch größeren Familienorientierung der Frau der Kinderwunsch beim Mann damit überschätzt worden. Außerdem sagen die statistischen Durchschnittswerte nichts über die erheblichen interindividuellen Unterschiede in diesem Bereich.

Aus US-amerikanischen Studien über generatives Verhalten können wir ableiten, daß der Faktor Geplantheit statistisch eng zusammenhängt mit dem Alter der Eltern bei der Geburt des ersten Kindes sowie mit dem Bildungsgrad bzw. der sozialen Schicht. Väter (und Mütter) der Mittelschicht sind im Durchschnitt älter, besser ausgebildet und finanziell abgesichert und sie planen ihre Kinder häufiger. Väter der Unterschicht sind demgegenüber bei der Geburt des ersten Kindes jünger, weisen einen geringeren Ausbildungsgrad auf und planen ihre Kinder weniger häufig. (Möglicherweise entspricht es dem in den unteren Sozialschichten vorherrschenden Rollenverständnis, daß zu einer Familie grundsätzlich auch Kinder gehören sollen.)

2. Der "werdende Vater"

Von verschiedenen theoretischen Positionen in der Psychologie wird die frühe Säuglings- und Kleinkindzeit als eine entscheidende Phase in der Entwicklung einer festen emotionalen Bindung zwischen Kind und Bezugsperson angesehen. Gerade neuere Bindungstheorien betonen die Wechselseitigkeit der Bindung, d. h. auch für die Bindung des Vaters zum Kind ist diese Zeit wesentlich. Daher bekommt die allererste Zeit des Vaterseins einen besonderen Stellenwert - auch im Hinblick auf intervenierende Maßnahmen.

Kliniken berichten heute von einem deutlich gestiegenen Interesse der Väter, bei der Geburt ihrer Kinder anwesend zu sein. Die noch vor einigen Jahren bestehenden Bedenken der Geburtshelfer, die den Vater aus verschiedenen Gründen eher als Behinderung des Geburtsvorgangs betrachteten, sind gegenüber den Vorteilen, die aus einer Anwesenheit des Vaters resultieren, weitgehend zurückgetreten. Insgesamt hat sich die Geburtspraxis stark verändert. Kliniken und Ärzte kommen neuerdings den Bedürfnissen vieler Paare nach "familienzentrierter Geburt" und früher Kontaktmöglichkeit mit dem Kind durch die Möglichkeit des "rooming-in" sehr entgegen. Schon bei der Geburt wird also Wert darauf gelegt, eine enge Beziehung der Väter zu ihrem Kind zu fördern bzw. herzustellen. Als Hinweis auf das Interesse des Vaters werden

- die Teilnahme an geburtsvorbereitenden Kursen,
- die Anwesenheit/Beteiligung bei der Geburt,
- der Bericht des Mannes über das eigene Geburtserleben und das seiner Frau

angesehen.

Die Beteiligung der werdenden Väter an geburtsvorbereitenden Kursen ist allerdings immer noch gering. Zum Teil wird dies auf die Organisation der Kurse zurückgeführt, die häufig tagsüber stattfinden (Fthenakis et al. 1982). Fthenakis und seine Mitarbeiter sichteten mehrere Originaluntersuchungen über die Auswirkungen der Kursteilnahme und kamen zu dem Ergebnis, daß Kursteilnahme der Väter ein guter Prädiktor für Teilnahme an der Geburt ist und daß Kursteilnahme (ebenso wie bei Frauen) zu einer antizipatorischen Angstbewältigung in bezug auf das Geburtsergebnis beiträgt.

Was die Teilnahme des Vaters an der Geburt betrifft, so ist heute seine Anwesenheit im Kreißsaal eher die Regel als die Ausnahme. Dies gilt besonders bei geplanten Schwangerschaften. Fthenakis et al. 1982 geben für die USA und für Großbritannien Zahlen zwischen 60 bis 80 % der Väter an, die bei der Geburt des ersten Kindes anwesend sind. Eine vergleichbare Statistik für die Bundesrepublik ist uns nicht bekannt. In vielen Untersuchungen wird die Anwesenheit des Mannes bei der Geburt als günstiger Prädiktor für den Geburtsverlauf und als günstiger Prädiktor für eine spätere positive Beziehung des Vaters zum Kind angesehen.

Eine sehr aufwendige amerikanische Längsschnittuntersuchung bei 120 Paaren (Entwisle und Doering 1981) zeigte, daß die Anwesenheit des Vaters vor allem das Geburtserleben der Frau positiv beeinflusst. Alle Befragungen von Vätern, die bei der Geburt ihrer Kinder dabei waren, konnten ein besonderes Glücksgefühl und eine tiefe Betroffenheit der Männer durch dieses Ereignis feststellen. Es zeigte sich auch, daß dadurch die Partnerbeziehung gefestigt wird.

Fthenakis referiert mehrere Studien, die einen statistisch gesicherten Zusammenhang zwischen der Anwesenheit des Vaters bei der Geburt und seiner späteren Beteiligung an der Pflege des Kindes (Füttern, Spielen, Baden und Aufnehmen) fanden.

Alle diese Ergebnisse bedürfen noch einer Bestätigung bzw. Differenzierung für die Bundesrepublik. Fthenakis, einer der führenden Vaterforscher in der Bundesrepublik macht darauf aufmerksam, daß vor allem die Ausarbeitung einer aktiven Rolle der Väter bei Schwangerschaft und Geburt, anstelle bloßer Beteiligung, notwendig sei. Er fordert deshalb unterstützende sozialpolitische Maßnahmen, wie z. B. einen "Vaterschaftsurlaub" anlässlich der Geburt eines Kindes. Weil Väter (wie Mütter) auf die Anforderungen, die sich in der Zeit nach der Geburt (Säuglingsperiode) stellen, noch schlechter vorbereitet sind als auf die Geburt selbst, wäre die Bildung informeller sozialer Netzwerke zur Unterstützung der frühen Elternschaft anzustreben bzw. bestehende Ansätze auszubauen.

3. Elternschaft und Partnerbeziehung

Neuere familiensoziologische Studien haben eine einschneidende Veränderung der Partnerbeziehung bzw. der ehelichen Beziehung durch die Geburt vor allem des ersten Kindes nachgewiesen. Als kritische empirische Indikatoren für die Qualität der Ehe gelten dabei Messungen auf sogenannten Skalen der "Ehezufriedenheit" (marital adjustment oder satisfaction scales), die bisher in großem Maße nur in den USA angewendet wurden. Vergleicht man nun in Längsschnittstudien verschiedene Zeitpunkte des Familienzyklus bezüglich der ehelichen Zufriedenheit des Paares, so zeigt sich ein rapider Abfall dieser Variablen gerade nach der Geburt des ersten Kindes (vgl. Schneewind 1983). Die eheliche Zufriedenheit wird dabei sowohl beim Vater als auch bei der Mutter erhoben. Die relative Belastung der Ehe beginnt bereits mit dem Säuglingsalter des ersten Kindes. Die Ehezufriedenheit steigt erst wieder, wenn die Kinder das Jugendalter erreicht haben (vgl. Abb. 13).

FIGURE 1. SPOUSES' MEAN SCORES ON THE LOCKE-WALLACE MARITAL ADJUSTMENT SCALE BY STAGE IN THE FAMILY LIFE CYCLE, NEWARK, OHIO (Spanier et al. 1975)

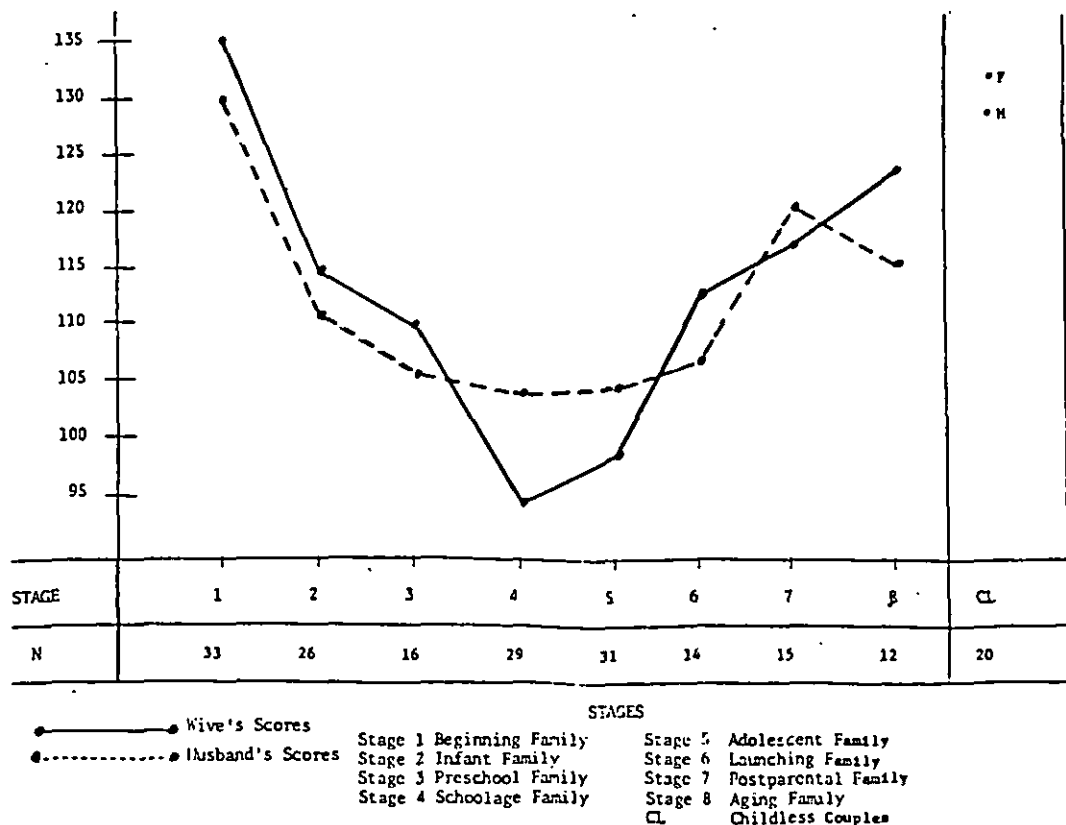


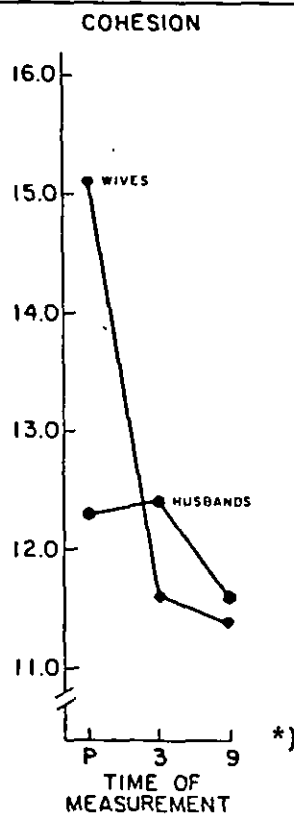
Abb. 13: Ehezufriedenheit in verschiedenen Stadien des Familienzyklus

Die Veränderungen der Ehezufriedenheit im Familienzyklus ist in ersten Studien auch für die Bundesrepublik nachgewiesen worden (vgl. Gloger-Tippelt 1984, im Druck). Für die Planung von unterstützenden Maßnahmen führt dieser Befund zu der Konsequenz, vor allem Eltern, d. h. auch Väter, mit kleinen Kindern zu fördern.

Die bisher vorliegenden Daten zeigen allerdings auch, daß die Väter einen weniger krassen Wechsel ihrer Ehezufriedenheit erleben als die Mütter. Im Detail betrachtet, läßt sich die Verschlechterung der Partnerbeziehung in einer Längsschnitt-Studie sehr genau beschreiben (vgl. Belsky et al. 1983). Vergleicht man die Paare zu drei verschiedenen Zeitpunkten - im letzten Drittel der Schwangerschaft, im dritten und im neunten postnatalen Monat - so zeigt sich, daß sowohl Vater wie Mutter ihre Beziehung nach der Geburt weniger als persönliche Liebesbeziehung oder Freundschaft auffassen, sondern vermehrt als instrumentelle Partnerschaft. Die Qualität der Ehe wird schlechter beurteilt; besonders der Faktor "Kohäsion" der Ehe zeigt etwa drei Monate nach der Geburt des Kindes einen deutlichen Abfall. Dieser Zusammenhang konnte allerdings nur für die Frauen als statistisch signifikant nachgewiesen werden. In mehreren Untersuchungen hat sich gezeigt, daß Frauen sich nach der Geburt ihres ersten Kindes stärker im psychischen und physischen Wohlbefinden beeinträchtigt fühlen als Männer.

Wie die folgende Abbildung zeigt, ist bei Frauen ein starker Abfall der erlebten Kohäsion der Ehe vor allem direkt nach der Geburt festzustellen. Die Veränderungen vom dritten bis neunten Monat nach der Geburt sind dagegen weniger gravierend.

FIGURE. DEVELOPMENTAL CHANGE FOR HUSBANDS AND WIVES ON THE COHESION SUBSCALE



*) p = pregnancy (letztes Drittel der Schwangerschaft)
 3 = dritter Monat postnatal
 9 = neunter Monat postnatal

Abb. 14: Erlebte Ehe-Kohäsion vor und nach der Geburt eines Kindes (Belsky et al. 1983)

Belsky und Mitarbeiter konnten auch nachweisen, daß nach der Geburt das Ausmaß der von den Partnern gemeinsam verbrachten Freizeit sinkt.

Ein weiteres Ergebnis, das auch von anderen Studien bestätigt wurde, ist die Traditionalisierung der Geschlechtsrollen nach der Geburt des ersten Kindes, die sich vor allem bei der Arbeitsteilung des Paares in Haushalt und Kinderpflege zeigt.

4. Arbeitsteilung in der Familie

Lange Zeit war in den Sozialwissenschaften die Theorie des Soziologen T. Parsons vorherrschend, nach der die Arbeitsteilung in der Familie entsprechend der (der Frau zugeordneten) "expressiven" Rolle und der (dem Mann zugeordneten) "instrumentellen" Rolle vorgenommen wird.

"Die instrumentelle Rolle in der Familie ist laut Parsons durch die Aufgabe gekennzeichnet, Beziehungen zur Außenwelt anzuknüpfen, Objekte in ihr verfügbar zu machen und Anpassungsforderungen Nachdruck zu verleihen; die expressive Rolle dadurch, Gefühlsbindungen aufrechtzuerhalten und Spannungen zu regulieren." (Zahlmann-Willenbacher 1979).

Die wichtigste Komponente der männlichen Rolle ist dabei die Berufstätigkeit, da sie den Unterhalt der Familie sichert. Sie bedarf aber der Ergänzung durch die expressive Rolle, die den Familienzusammenhalt aufrechterhält.

Diese Theorie wird heute wegen der rigiden Rollentrennung, wegen ihrer mangelnden theoretischen Ableitung und empirischen Fundierung kritisiert. Wie Zahlmann-Willenbacher 1979 ausführt, übertrug Parsons einfach das in der Kleingruppenforschung entwickelte Konzept der Funktionen-Teilung auf die Familie, die er als kleine Gruppe auffasste.

Gemäß der traditionellen Rollenverteilung übernimmt die Mutter vollständig die Pflege und Erziehung des Neugeborenen und Kleinkindes. Der Vater tritt erst später in Aktion, wenn es um Wissensvermittlung und Bestrafung, bzw. um die Aufrechterhaltung der Autorität geht (der Vater in der Rolle des Lehrers). Für diese Form der Aufgabenverteilung wurden vielfach biologische Gründe vorgebracht, die besagen, daß die Mutter aufgrund ihrer körperlichen Ausstattung und ihrer psychischen Struktur

eher in der Lage sei, für ein Kleinkind zu sorgen. Diese Auffassung wird aber durch neue empirische Untersuchungen widerlegt. Danach sind die Väter in der gleichen Weise zur Versorgung eines Babys fähig.

"In den letzten Jahren interessierten sich Forscher für Fragen wie: Können Väter ähnlich wie Mütter die Signale ihrer Kinder erkennen und richtig interpretieren? Können sie darüber hinaus ihr eigenes Verhalten auf die kindlichen Signale so einstellen, so daß es kindlichen Bedürfnissen entspricht? Welche Unterschiede bestehen im Interaktionsstil zwischen Vätern und Müttern mit ihrem Kleinkind? Ist die Beeinflussung des Babys durch den Vater direkter oder lediglich indirekter Natur (durch die Mutter)? Gibt es bestimmte Väter, die aufgrund ihres eigenen Verhaltens geeigneter sind, Kontakt zu ihren Kindern zu pflegen? Auf diese Fragen reagierte die Forschung mit einem konsistenten Ergebnis: Väter und Mütter weisen mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede in ihrem Verhalten auf." (Fthenakis 1983).

Vor allem durch die Arbeiten von Parke und seinen Kollegen konnte nachgewiesen werden, daß Väter - unabhängig vom Ausmaß ihrer Beteiligung an der Pflege des Kindes - gleichermaßen wie Mütter die Signale des Babys erkennen und richtig interpretieren, z. B. verschiedene Formen des Weinens unterscheiden konnten. Parke und Mitarbeiter beobachteten, daß Väter in gleicher Weise wie Mütter beim Füttern des Kindes auf dessen Signale entweder mit sozialen Angeboten wie sprechen, lachen oder mit einer Anpassung des Füttervorgangs reagierten.

Daraus folgt insgesamt, daß sowohl Männer als auch Frauen gleichermaßen in der Lage sind, kindliche Signale zu erkennen und darauf zu reagieren. Gleichzeitig zeigte sich auch, daß dieser Prozeß nicht biologisch prädisponiert ist. (Vgl. Fthenakis 1983).

Wenn die prinzipielle Fähigkeit der Väter zur Kinderpflege belegt ist, so muß weiter nach ihrer Bereitschaft dazu gefragt werden.

Dazu Fthenakis:

"Von vielen Autoren wird über eine, im Vergleich zu früheren Jahren, stärkere Beteiligung bzw. Bereitschaft zur Beteiligung des Vaters an der Pflege seines Kindes berichtet. Die Daten der Längsschnittstudie von Newson & Newson zeigen zwischen 1959 und 1979 das quantitative Ausmaß dieser Verschiebung. Während 1959 nur 57 % der Väter ihre Bereitschaft äußerten, die Windeln ihres Neugeborenen zu wechseln, stieg diese Zahl 1979 auf 89 %. Entsprechende Verschiebungen zeigten sich für andere Maße der väterlichen Beteiligung im gleichen Zeitraum, wie z. B. beim Baden des Kindes (1959: 39 %, 1979: 54%), für die Bereitschaft, während der Nacht wegen des Kindes aufzustehen (49 % zu 78 %) und für die Bereitschaft der Väter, für Mutter und Kind nach der Geburt zu sorgen (30 % zu 95 %). Etliche Studien aus den USA bestätigen, daß Väter sich zunehmend an der Pflege und Versorgung ihrer Kinder beteiligen." (Fthenakis 1983).

Für die Bundesrepublik können wir Aufschlüsse über die Bereitschaft der Väter der Befragung von Pross (1978) entnehmen: Zwar sind 86 % aller Männer in der Bundesrepublik mehr oder minder der Auffassung, eine Mutter habe aus natürlichen Gründen eine engere Beziehung zu ihrem Kind als ein Vater (vgl. Abb. 15), aber 30 % der von Pross befragten Väter haben schon Babies gefüttert, gebadet und gewickelt, fast 60 % spielen mit ihren Kindern (vgl. Abb. 16).

	Völlige Zustimmung	bedingte Zustimmung	keine Meinung	bedingte Ablehnung	völlige Ablehnung	n=403
Für eine Frau hat in der Regel der Beruf eine geringere Bedeutung als für einen Mann	82 20,0	177 44,0	20 5,0	72 18,0	52 13,0	100,0
Eine Mutter hat aus natürlichen Gründen eine engere Beziehung zu ihrem Kind als ein Vater	191 47,0	155 39,0	8 2,0	27 7,0	23 6,0	101,0
Frauen sollten in der Politik wesentlich stärker vertreten sein, als das derzeit der Fall ist	166 41,0	128 32,0	46 11,0	46 11,0	17 4,0	99,0
Frauen verbinden mit Sexualität viel tiefere Gefühle als Männer	135 34,0	167 41,0	56 14,0	27 7,0	18 5,0	101,0
Frauen sind von Natur aus treuer als Männer	33 8,0	159 40,0	65 16,0	84 21,0	62 15,0	100,0
Eine Frau sucht im Mann jemanden, zu dem sie aufblicken kann	114 28,0	178 44,0	33 8,0	49 12,0	29 7,0	99,0
Gleichberechtigung ist ein Problem, das nur die Frauen betrifft	33 8,0	74 18,0	31 8,0	103 26,0	162 40,0	100,0
Eine Frau, die voll im Beruf steht, ist immer in Gefahr, unweiblich zu werden	39 10,0	90 22,0	34 8,0	92 23,0	148 37,0	100,0

Abb. 15: Pross 1978

An welchen der folgenden Tätigkeiten für die Kinder haben Sie sich beteiligt oder beteiligen Sie sich?

	Nennungen insgesamt	n=531	n=249
Füttern, baden und wickeln der Kleinkinder	74	14,0	30,0
spielen mit den Kindern	141	27,0	57,0
spaziergehen mit den Kindern	142	27,0	57,0
Aufsicht oder Hilfe bei den Schularbeiten	60	11,0	24,0
vorlesen, erzählen oder diskutieren mit den Kindern	49	9,0	20,0
alle diese Tätigkeiten	62	12,0	25,0
keine dieser Tätigkeiten	3	1,0	1,0
	n=531	99,0	

2,1 Nennungen je Befragter mit Kindern

Abb. 16: Pross 1978

Bezüglich der Arbeitsteilung bei der Kinderbetreuung lassen sich aus differenzierten Beobachtungen der tatsächlichen Vater-Kind- und Mutter-Kind-Interaktionen (bei vorsichtiger Interpretation) einige weitere Ergebnisse gewinnen. Danach scheint es so zu sein, daß die Mütter eher die reinen Pflegeaktivitäten (Füttern, Baden, beruhigen) übernehmen, während die Väter, wenn sie sich beteiligen, sich eher mit bestimmten Formen des Spiels beschäftigen - vorzugsweise mit dem sehr körperbetonten Raufen und Toben mit dem Kind.

Fthenakis:

"In den Studien von Lamb (1977) und Clarke-Stewart (1978, 1980) waren die Mütter mehr mit der Aufsicht und Pflege des Kindes beschäftigt, während die Väter einen für Kinder anregenden Spielstil entwickelt hatten. Dieses Ergebnis wurde auch durch interkulturelle Studien bestätigt (Sagi 1982, Lamb et al. 1982). Clarke-Stewart (1978) stellte ferner fest, daß Unterschiede im Interaktionsverhalten zwischen beiden Elternteilen bestehen: Mütter bevorzugten Aktivitäten, die nicht "sozial", sondern eher "intellektuell" waren und Spielmaterial einbezogen, während Väter "soziale" und "physische" Aktivitäten wählten. Yogman (1977, 1981), der Ähnlichkeiten und Unterschiede im Interaktionsstil von Vätern und Müttern mit ihren drei Monate alten Kindern untersuchte, stellte fest, daß sich für die Mutter-Kind-Interaktion ein sanftfließender Rhythmus von Phasen erhöhter und verminderter Aufmerksamkeit gegenüber dem Interaktionspartner als typisch erwies, während in der Vater-Kind-Interaktion der Wechsel zwischen aktiven und passiven Phasen akzentuierter bzw. abrupter verlief." (Fthenakis 1983).

Diese Aufteilung der bevorzugten Aktivitäten von Vater und Mutter bei der Kinderbetreuung sagt noch nichts über die gesamte Aufgabenteilung der Partner bezüglich Hausarbeit, Kinderpflege, Kinderbetreuung

und Berufstätigkeit. Alle amerikanischen und - soweit vorhanden - deutschen Arbeiten stimmen darin überein, daß die Frauen den größten Anteil an der Hausarbeit und an der Kinderbetreuung übernehmen. Sogar bei den sogenannten nicht-traditionellen Familien, die einen Rollentausch der Partner vorgenommen haben, spielt sich nach einer bestimmten Zeit ein eher traditionelles Muster der Arbeitsteilung wieder ein (vgl. Fthenakis 1983).

Eine im letzten Jahr durchgeführte Repräsentativbefragung des Instituts für Demoskopie Allensbach bestätigt die mehrheitlich traditionelle Arbeitsteilung in den untersuchten baden-württembergischen Haushalten. Dabei stellte sich heraus:

"Eine partnerschaftliche Aufgabenteilung im Haushalt praktizieren in Baden-Württemberg lediglich acht Prozent der verheirateten oder mit einem Partner zusammenlebenden Frauen, unter den ganztags Berufstätigen 19 Prozent. Zwei Drittel aller berufstätigen und 59 Prozent der ganztags berufstätigen Frauen mit Partner erhalten dagegen bei den häuslichen Aufgaben nur sporadisch oder überhaupt keine Unterstützung: "

Aufgabenteilung in Haushalt		Tabelle 16 Baden-Württemberg Frauen zwischen 20 und 60 Jahren mit Partner				
		Frauen insgesamt	Berufstätige -		Nichtberufs- tätige	
	%	insgesamt	ganztags	halbtags, stundenweise		%
Ja, häufig	27	33	41	26	21	
Ja, gelegentlich	45	40	33	47	50	
- ich mache das meiste	61	55	49	62	67	
- mein Mann/Partner macht das meiste	1	1	1	1	1	
- halb und halb	8	14	19	10	2	
- ganz verschieden	2	2	4	x	1	
Keine Angabe	x	1	1	x	x	
Nein	28	27	26	27	29	
	100	100	100	100	100	

Abb. 17: Institut für Demoskopie Allensbach 1983

Die befragten Männer bestätigten diese Angaben der Frauen in großen Teilen. Es sieht so aus, als ob Männer wie Frauen es als alleiniges Problem der Frau und nicht als gemeinsame Aufgabe der Ehepartner ansehen, Beruf und häusliche Pflichten (Kinderbetreuung und Haushalt) zu vereinbaren. Die "neue Rollenflexibilität" scheint demnach vorerst "nur" Produkt eines Einstellungswandels zu sein, aber sich noch kaum bei der alltäglichen Arbeitsteilung der Familienhaushalte auszuwirken.

Auch wenn die Partnerin offensichtlich überlastet ist, so fand das Allensbacher Institut heraus, vergrößert dies in keiner Weise das häusliche Engagement des Ehemannes. Dagegen scheint das väterliche Vorbild für Kinder im Jugendalter sehr wirksam zu sein: Jugendliche, deren Vater häufig im Haushalt hilft, geben zu 46 % an, daß sie auch gern zu Hause mitarbeiten. Bei Jugendlichen, deren Vater nie hilft, sind es nur 18 %, die selbst mithelfen.

<u>Wirksames Beispiel des Vaters</u>		Tabelle 19 Baden-Württemberg Jugendliche		
FRAGE: "Helfen Sie zu Hause manchmal im Haushalt?"				
NACHFRAGE an Jugendliche, die manchmal im Haushalt helfen:				
"Und helfen Sie wirklich gerne, eigentlich nicht so gerne, oder würden Sie am liebsten gar nicht helfen?"				
<u>Jugendliche, deren Vater im Haushalt -</u>				
	häufig hilft	gelegentlich hilft	nie hilft	
	%	%	%	
Ja, helfe manchmal	91	85	73	
- wirklich gerne	46	32	18	
- eigentlich nicht so gerne	41	51	45	
- würde am liebsten nicht helfen	x	2	10	
- keine Angabe	4	x	x	
Nein, helfe nicht	9	15	27	
	100	100	100	

Abb. 18: Institut für Demoskopie Allensbach 1983

Allerdings besteht die Hoffnung, daß es in Zukunft ein etwas ausgeglicheneres Verhältnis geben wird, was Aufgabenteilung im Haushalt betrifft: Bei den 20- bis 29jährigen verheirateten oder mit einem Partner zusammenlebenden Frauen ist es nur jeder achte Partner, der gar nicht im Haushalt hilft. Bei den 50- bis 60jährigen berufstätigen Frauen sind es immerhin noch 46 %, die keine Hilfe von ihrem Partner bekommen.

V. BIBLIOGRAFIE

Bem, S.L. (1974): The Measurement of Psychological Androgynie.
Journal of Consulting and Clinical Psychology,
1974/42, S. 155 - 162

Bem, S.L. (1975): Sex Role Adaptability: One Consequence of
Psychological Androgynie.
Journal of Personality and Social Psychology,
1975/31, S. 634-643

Bem, S.L. (1976): Sex Typing and the Avoidance of Cross-Sex
Behaviour.
Journal of Personality and Social Psychology,
1976/33, S. 48 - 54

Beck-Gernsheim, E. (1979): Männerrolle - Frauenrolle - Aber was
steht dahinter? Soziologische Perspektiven zur Arbeitsteilung und
Fähigkeitsdifferenzierung zwischen den Geschlechtern,
in: R. Eckert (Hg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung,
München 1979, S. 165 - 201

Beck-Gernsheim, E. (1980): Das halbierte Leben,
München 1980

Broverman, D.M. et al. (1970): Sex-role stereotypes and clinical
judgements of mental health.
Journal of consulting and clinical psychology,
1970/34, S. 1 - 7

Broverman, I.K., Vogel, S.R., Broverman, D.M., Carlson, F.I.
et al. (1972): Sex-role stereotypes. A current appraisal.
Journal of social issues,
1972/28, S. 59-78

Belsky, J., Spanier, G.B., Rovine, M. (1983): Stability and change in marriage across the transition to parenthood.

Journal of Marriage and the Family,
1983/45, S. 567 - 578

Entwisle, D.R., Doering, S.G. (1981): The first birth. A family turning point,

Baltimore 1981

Fthenakis, W.E., Niesel, R., Kunze, H.R. (1982): Ehescheidung, München 1982

Fthenakis, W.E. (1983): Die Rolle des Vaters in der Familie. Schwerpunkte der Vaterforschung im Überblick.

Unveröffentlichtes Manuskript,
München 1983

Gloger-Tippelt, G. (1984): Der Übergang zur Elternschaft. Neuere Ergebnisse zu einem Übergang im Lebenslauf.

Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie,
im Druck

Holter, H. (1971): Sex Roles and Social Change,

in: Acta Sociologica,
1971/14

INFAS (1975): Die "Rolle des Mannes" und ihr Einfluß auf die Wahlmöglichkeiten der Frau.

Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Bd. 41,
Stuttgart 1976

Institut für Demoskopie Allensbach (1983): Die Situation der Frau in Baden-Württemberg.

Hg. vom Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung Baden-Württemberg,
Stuttgart 1983

Just, R., Koelbl, H. (1983): Die mütterlichen Väter.

ZEITmagazin Nr. 38,
16. September 1983

Kleining, G. (1959): Die Idee des "echten Mannes" in Deutschland,

in: Psychologie und Praxis,
3. Jg. 1959

Konjetzky, K., v. Westphalen, J. (1983): Die stillenden Väter.

München 1983

Pietropinto, A., Simenauer, J. (1978): Abschied vom Mythos Mann.

Report über das männliche Sexualverhalten,
München 1978

Pross, H. (1975): Die Wirklichkeit der Hausfrau. Die erste repräsen-

tative Untersuchung über nichterwerbstätige Ehefrauen: Wie leben sie?
Wie denken sie? Wie sehen sie sich selbst?,
Reinbek 1975

Pross, H. (1978): Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über

die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau,
Reinbek 1978

Richter, H.E. (1974): Lernziel Solidarität,

Reinbek 1974

Richter, H.E. (1976): Flüchten oder Standhalten,

Reinbek 1976

Schenk, H., Langenheder, W. (1977): Wie männlich ist der Mann?

Psychologie heute,
Februar 1977

Schneewind, K. A. (1983 a): Konsequenzen der Erstelternschaft.

Psychologie in Erziehung und Unterricht,
1983/30, S. 161 - 172

Schneewind, K.A. (1983 b): Familie.

in: R. Silbereisen und L. Montado (Hg.): Entwicklungspsychologie,
Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen,
München 1983, S. 137 - 144

Schneider-Düker, M. (1978): Deutsche Neukonstruktion des Bem-Sex-
Role Inventory,
Saarbrücken 1978

SINUS (1983): Die verunsicherte Generation: Jugend und Wertewandel.
Ein Bericht des Sinus-Instituts im Auftrag des Bundesministers für
Jugend, Familie und Gesundheit,
Opladen 1983

Spanier, G., Lewis, R., Cole, C.L. (1975): Marital adjustment over
the life cycle. The issue of curvilinearity.
Journal of Marriage and the Family,
1975/37, S. 263 - 275

Statistisches Bundesamt (1983): Frauen in Familie, Beruf und Gesell-
schaft,
Stuttgart 1983

Theweleit, K. (1978): Männerphantasien.

Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte,
Frankfurt a. M. 1977.

Bd. 2: Männerkörper. Zur Psychoanalyse des weißen Terrors,
Frankfurt a. M. 1978

Zahlmann-Willenbacher, B. (1979): Kritik des funktionalistischen Konzepts
geschlechtstypischer Arbeitsteilung,
in: R. Eckert (Hg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung,
München 1979, S. 60 - 77